

???

Wundersame

Wanderungen vom

Schoffenwald nach Wien...

(nebst weiterer merkwürdiger Begebenheiten)

Die erste Wanderung

vorrede zur ersten wanderung

lüds wandert gerne und viel. dies ist auch der einzige grund, weshalb mit recht behauptet wird, er führe ein schönes leben. gerne erinnere ich mich einer seiner frühesten wanderungen, als er zum nordpol aufbrach, dort einen eisbären zu erlegen. kaum war er angelangt, da klagte er auch schon über das eisige wetter, so dass er nicht umhin kam, sich vom eisbären lieber den grundsätzlichen aufbau eines iglus erläutern zu lassen. der eisbär war eigentlich nett und half ihm im anschluss an die erläuterungen sogar beim bau der behausung, so dass beide schnell zu guten freunden wurden. es ist überhaupt sehr wichtig, gleich zu beginn dieser geschichte zu erwähnen, dass lüds schon immer viele freunde hatte. da gab es in den anden einen alten widder oder auf sylt den zwerghasen namens rudy. in frankreich lebten zwei rebhühner, mit denen prima kirschen stehlen war oder nahe des ural hauste es eine schlaksige bergziege, die sich einfach nicht länger für dumm verkaufen lassen wollte und im geleit unseres freundes aufbrach, lieber ewig nach dem morgenland zu suchen, anstatt sich im abendland weiter tagtäglich melken zu lassen. es war dazu nötig, verschiedene gesänge einzustudieren. schließlich ist der weg dorthin nur heiter zu beschreiten und gerade die bergziege war es, die schon früh die größte freude empfand, wenn sie in gemeinschaft musizieren konnte. vielleicht mag es den leser zunächst auch recht absurd erscheinen, in dieser geschichte einer musizierenden bergziege zu begegnen. gerade das aber soll auf einen besonderen punkt dieser aufzeichnungen hinweisen. Schließlich sind es die geradlinigen gedanken, die dem heutigen leser die aussicht auf das morgenland verstellen. auch wird niemand behaupten können, dass diese geschichte eine neue wäre. sie begann bereits mit der menschwerdung und handelt einzig deswegen von tieren, weil die menschen im laufe der zeit rar wurden, über die man sich geschichten vom morgenland schrieb...

die letzten menschen, an die wir uns in dieser angelegenheit erinnern, waren die maler klingsor und paul klee. ihr führer war ihnen verloren gegangen. und mit ihm kam auch die heiterkeit abhanden, ohne die das morgenland unerreichbar bleibt. meines wissens nach gab es damals noch einzelne gruppen, die sich hin und wieder auf ihren wanderungen

begegneten. man tauschte erfahrungen aus, gab hinweise, wie der weg noch harmonischer zu beschreiten sei oder erzählte sich des nachts geschichten vom stollentroll, dem waldschrat und allerhand merkwürdigen fabelwesen, um vielleicht auf diese art und weise das gruseln zu lernen. auch wird es bei einer solchen begegnung gewesen sein, daß klingsor erstmals den wunsch geäußert haben soll, auf dieser phantastischen reise endlich seine ninon finden zu müssen. so wie eben auch lüds uns gegenüber erwähnte, dass es im eigentlichen die liebe sei, die ihn immer wieder von neuem aufbrechen lasse, um nach dem morgenland zu suchen. so ermutigte er uns denn auch, diesmal von seinen eigenen wanderungen zu berichten, wengleich er insbesondere mich darum bat, von der nennung jedweder namen abzusehen, weil er darum fürchtet, seine liebe könne abermals entführt und möglicherweise irgendwelchen dreckschweinen zum fraß vorgeworfen werden. diesmal wird er seine liebe beschützen und gibt ihren namen nicht preis! ihn überfällt eine unendliche wut, wenn er daran denken muss, wie man ihm vor jahren erstmals seiner liebe beraubte. dem zu gedenken gilt die beschreibung jener frühen wanderung, als unser kamerad nach bayreuth aufgebrochen war, weil er unbedingt den dichter jean paul kennenlernen wollte.

1. wanderung

der erste teil, in dem lüds einen riesen kennenlernt und ihm ein alter freund die augen öffnet

als er damals aufbrach war es schon zu spät. jean paul galt bereits lange als tot. wie aber alle wahren dichter lebte er in den köpfen der menschen fort und so erschien es lüds damals nur allzu deutlich, dass es irgendwann einen nachkommen geben müsse, der jean paul zumindest im geiste so sehr glich, dass es im grunde keinen unterschied machte, ob er mit diesem oder jenem zusammentreffen würde. überdies verbreitete sich gerade zu dieser zeit die sage, dass am berge ararat ein unglaublich großes schiff gestrandet sei, in welchem so viele tierarten wohnten, dass man sich nach deren befreiung kaum mehr vor freunden retten könne. und wenn lüds bis dahin auch schon zum nordpol oder zum ural gewandert war, so muss dennoch sein damaliger aufbruch als der erste größere verstanden werden, weil er nach bayreuth lieber den umweg über den ararat nahm, um anschließend sibirien, die mongolei und china zu durchwandern, von dort aus in see stach, um erst in portugal wieder an land zu gehen. er hatte dann binnen weniger monate den jakobsweg beschritten und

landete ganz unvermittelt an einem sonnigen aschermittwoch in bayreuth. es war ein herrlicher morgen. ganz in der erinnerung an seine neuen freunde schwelgend, welche vom ararat aus damals in alle welt aufbrachen, erschien ihm die ganze stadt in tausenderlei farben. das kino am stadteingang lud dazu ein, das neueste abenteuer des tierfilmers haller hautnah mitzuerleben. im ehemaligen bordell bediente zu dieser zeit schon längst ein kleines hanfgeschäft seine kunden, in dem nebenher noch allerlei klamotten vertrieben wurden. die eremitage grünte bereits und der städtische anzeiger enthielt unzählige stellenangebote. also nahm er quartier. die herberge war klein aber reinlich. auch hatte er das glück beim hausherren sofort eine anstellung als stallknecht zu finden, welche es ihm erlaubte, schon nach zwei monaten ein eigenes fahrrad zu erwerben, weil er zwar gerne die pferde ausmisten half, das glück dieser erde jedoch keineswegs auf deren rücken vermutete. ein eigenes fahrrad war sein pferd, mit dem er allmorgendlich ausritt, die umgebung zu erkunden. schließlich wollte er doch den dichter jean paul kennenlernen, den er zunächst im reichsmarkflecken wunsiedel im nahe gelegenen fichtelgebirge vermutete.

mit seinem fahrrad war der weg dorthin eigentlich ein katzensprung. wie aber das schicksal so spielte, traf er bei seinem ersten ausflug dorthin auf den riesen rübezahl, der sich in dieser geschichte zunächst in der gegend gerirrt hatte und ganz verstört am straßenrand saß. der riese klagte ihm sein leid: „könnte ich bloß noch einmal so jung sein wie du! ich würde nicht noch einmal eine frau gefangen nehmen. ich hätte sie erobern müssen.“ „welche frau“, fragte lüds. „die frau, die ich heiraten wollte!“ unser freund war neugierig geworden. „du wolltest heiraten? war sie schön?“ „aber natürlich war sie schön. ihr haar glänzte so golden wie ungeröstetes toastbrot.“, erwiderte der lange. „verrätst du mir ihren namen?“ fragte lüds. „nein!“, antwortete der riese. „in dieser geschichte einmal nicht“. unser freund dachte nach. was für ein dummer riese? kein wunder dass sie ihn versetzt hat, wenn er ihr haar mit toastbrot vergleicht. und außerdem. was geht mich der riese an? ich will doch den dichter jean paul kennenlernen und muss möglichst heute noch nach wunsiedel gelangen. auf seine frage nach dem kürzesten weg dorthin, zuckte der riese allerdings auch bloß mit den schultern und beide nahmen für diesen tag abschied.

lüds kompass wies nach norden als er die bundesstraße zwischen hof und wunsiedel erreichte. irgendwelche bekloppten assis rasten mit einem affenzahn an ihm vorbei und

zeigten ihm den stinkefinger. er nahm betroffen zur kenntnis, dass er sich in bayern befand und auf keine große hilfe hoffen durfte, was seine suche nach dem reichsmarkflecken betraf. bedenklicherweise war auch das hinweisschild des straßenbauamtes entfernt worden, welches an dieser stelle eigentlich den weg zur geburtsstadt des dichters hätte weisen sollen. unser freund bog damals nach links ab, weil er bei dieser Gelegenheit gleich den alten maulwurf einmal wieder besuchen wollte, den er von einer früheren reise ins fichtelgebirge kannte. im verlaufe der letzten paar kilometer war ihm über eine brieftaube mitgeteilt worden, dass sein alter kumpel in besagter richtung zu finden sei. er war ungemein erleichtert, den schwarzpelz nach einer stunde weges tatsächlich auch anzutreffen. dieser war gerade dabei, auf einem sportplatz löcher zu graben. „schon wieder am schuften?“ fragte unser freund zur begrüßung. „logisch alda“, gab sein kumpel zurück. „wenn ich nicht den ganzen tag über löcher ausgraben wollte, hätte ich kein maulwurf werden dürfen.“ das leuchtete lüds ein, so dass er auf seine damalige arbeit als stallknecht zu sprechen kam. „es ist zwar schön“, begann er zu reden, „dass ich in bayreuth sofort eine sichere anstellung finden konnte, die es mir bereits nach zwei monaten erlaubte, mir ein eigenes fahrrad kaufen zu können. ich bin auch sehr dankbar, bei meinem herren quartier gefunden zu haben.“ das schwarzfell fiel ihm ins wort: „und dennoch bist du unzufrieden?“ „ja!“ klagte lüds. „es gibt doch so viele menschen, die gerne als stallknecht arbeiten würden. und einige davon beherrschen den job auch entschieden besser als ich. ausmisten, füttern und bürsten; das alles mag zwar sinnvoll und nützlich sein,. ganz tief in mir spüre ich aber, dass es etwas gibt, was nicht viele besser beherrschen als ich.“ „und was soll das sein?“ fragte der maulwurf. „ich kann nachdenken!“, entgegnete lüds. sein alter kumpan lachte hell auf. „großartig digger. sieh mich an! ich bin blind seit meiner geburt. und nichts sehen kann auch nicht jeder. aber meinen unterhalt verdiene ich mit löcher graben.“ „aber du bist zufrieden?“ fragte lüds. „zufrieden? ich bin auch nicht immer zufrieden. aber ich bin ein maulwurf. löcher graben entspricht meinem naturell.“ der schwarzpelz hatte diese letzten worte mit derart enormer selbstsicherheit ausgesprochen, dass unser freund plötzlich ganz larmoyant wurde und er sich erstmals in seinem leben eingestand: ich bin vielleicht ein denkender mensch! dennoch weiß ich einfach nichts damit anzufangen...

der zweite teil, worin lüds ein fußballspiel beobachtet, sich ihm eine ratte nähert und er beim pinkeln vom ying und yang erfährt

aufgrund dieser einsicht war die desillusionisierung bei ihm an diesem tage groß. er beschloss daher, zumindest über nacht bei seinem alten freund zu bleiben. die beiden sofften sich dann dermaßen die hucke zu, dass er auch am nächsten tag keinen fuß vor den anderen zu setzten vermochte; geschweige denn, dass er sich eine längere radtour hätte zumuten wollen. natürlich konnte ihm auch der maulwurf keinerlei hinweise geben, in welcher richtung wunsiedel nun zu finden sei. das schwarzfell war schließlich blind und wäre nie auf den gedanken gekommen, wunsiedel an einer bundesstraße zu vermuten. „als maulwurf“, so erklärte er unserem freund beim becherovka, „gräbt man sich langsam vor. das ist wesentlicher sicherer als über die bundesstraße. und wenn man sich im untergrund und bei der bewältigung von erdarbeiten erst einmal richtig auskennt, kann man am ende genauso gut jedes ziel erreichen.“ der arbeit als stallknecht überdrüssig geworden, merkte unser freund natürlich auf und bat den maulwurf, ihn in die geheimnisse des lochgrabens einzuweisen. er wusste, dass wunsiedel ganz in der nähe gelegen sein musste. und sich bei dieser gelegenheit gleich beruflich zu verändern, schien ihm in seinem suff denn doch gar zu verlockend...

dass an diesem tage die erst kürzlich gegründete damenfussballmannschaft eines ostdeutschen traditionsvereins ein gastspiel gab, muss dann als ein weiterer wink des schicksals angesehen werden. lüds und der maulwurf hatten kaum ausgeschlafen, als der anpfiff ertönte. unser kamerad verfolgte das spiel mit interesse, musste aber für den maulwurf den kommentator abgeben, obwohl er an diesem tage sehr maulfaul war. auch gelang es ihm nicht, dem schwarzpelz auseinanderzusetzen, dass sich die trikots der gegnerischen mannschaften lediglich in der farbe unterschieden. „grün-weiß?“, fragte freund blindfried andauernd nach. „genau!“ versuchte lüds dann andauernd zu erklären. „die gäste spielen in grün-weiß.“ „und die heimelf?“ fragte der maulwurf. „himmelblau“, entgegnete unser freund. „und was ist da der unterschied?“ quengelte das schwarzfell weiter. lüds gab es auf. es war, als wollte man einem analphabeten die schönheit der deutschen lyrik begreiflich machen. zum glück fiel bereits nach zwanzig minuten das erste tor und es gab erneuten gesprächsstoff: „wer ist in führung gegangen?“ erkundigte sich lüds blinder kumpan? „die gäste! die mittelstürmerin hat zugeschlagen. klasse solo, kurzer doppelpass in die tiefe. ein schneller antritt, den libero umkurft und kurz und trocken abgezogen!. genau

ins dreiangel! einfach klasse“ befand lüds. „mittelstürmerin?“ nahm das gequengel seinen lauf. „alda“, versuchte sich unser freund nicht weiter darauf einzulassen. „wenn ich nicht noch total besoffen wäre und annehmen müsste, einer gewaltigen sinnestäuschung zu unterliegen...ich würde fast behaupten, das ist die übelste schnägge, der ich je auf einem sportplatz begegnet bin. scheiße, dass du blind bist, alda. hättest erst sehen müssen, wie ihre möpse gehüpft sind, als sie den ball ins linke obere eck gehämmert hat.“ und vielleicht wäre alles ganz anders gekommen, wenn nicht just in diesem moment diese schmierige ratte aufgekreuzt wäre, welche unser freund am ararat kennengelernt hatte und die nun unvermittelt in diese geschichte eintrat...

das wiedersehen gestaltete sich zunächst recht fröhlich. die ratte ging bier holen und erklärte, im gästab mitgereist zu sein. das fand unser kamerad prima. kaum am ararat aus einem gestrandeten riesenschiff befreit, schien sie bereits erste freundschaften zu den menschen geknüpft zu haben. besonders gut war sie auf eine sommersprossige brillenschlange zu sprechen, die angeblich geist und manieren besaß. die ratte hatte auch fotos vom großen freudenfest dabei, welches im anschluss an die befreiung aus dem riesenschiff begangen worden war. „jangejangejange“ kauderwelschte sie. „war das ne party seinerzeit.“ „alter schwede“ meinte unser freund daraufhin an den maulwurf gerichtet: „das schönste war der regenbogen. keine ahnung wo der plötzlich herkam. die kreaturen meinten zwar, dass es wahrscheinlich übelst geschifft haben muss, während sie in dem gigantischen schiff eingesperrt waren. aber bei der befreiung soll alles trocken gewesen sein.“ „klar.“ sagte der maulwurf. „habe ich gehört. kam in den nachrichten.“ dann fügte er noch hinzu: „die haben auch gesagt, man müsste unbedingt auf diesen regenbogen aufpassen. wenn es den nämlich nicht mehr geben würde, dann wäre es mit der welt vorbei.“ unser freund verstand damals das zwar damals nicht so ganz, mochte aber an dieser stelle der geschichte auch nicht weiter blöd nachfragen und musste sowieso zunächst kurz austreten.

lüds war noch nie sitzpinkler, so dass sich ihm auf dem weg zur toilette gar nicht die frage stellte, woher das wasser kam, mit dem er später spülte. ihn beunruhigte viel mehr die dreckige inneneinrichtung und das heruntergerissene pissoir, so dass er sich genötigt sah, eine sitzkabine aufzusuchen um dort zu urinieren. eine klobrille hochzuklappen konnte er sich ersparen, weil auch die von irgendwelchen bekloppten demoliert worden war. dennoch

ist es oft so, dass man inmitten von chaos und verwüstung ein zeichen zu entdecken meint, worin sich der geist des menschen widerspiegelt. es war dies in seinem fall ein schlichter kreis, worin zwei amorphe heringe ineinander überzugehen schienen. und jeder der beiden heringe besaß bloß ein einziges auge. sein theoretischer erkenntnisgewinn bestand nun darin, die beiden heringe als teil einer einheit zu betrachten, wofür der kreis symbolisch stand. zugegebenermaßen wäre die erkenntnis bei ihm eine wesentlich geringere gewesen, hätte der absender des zeichens dieses nicht noch zusätzlich mit einigen worten umrandet: ALLE MENSCHEN SIND GLEICH – JEDER IST ANDERS stand da in schwarzweißen großbuchstaben an die kabinenwand geschrieben. es dämmerte bei unserem freund. vielleicht war nichts wie es schien und schon gar nichts eindeutig? womöglich war dieses zeichen die welt und jene dreckige toilette letztendlich bloß maya; eine illusion. indem er nämlich die augen schloss, war der ganze dreck eigentlich gar nicht da. und wenn er sich mühe gab, konnte er sogar in dieses geheimnisvolle zeichen eintauchen und mit den beiden einäugigen heringen einfach davonschwimmen. war er selbst überhaupt real? oder gab es ihn nur, indem er von anderen wahrgenommen wurde? gab es ein höheres gericht, das zwischen gut und böse, falsch oder richtig, realität und fiktion zu unterscheiden vermochte? eine antwort darauf fand er zu dieser stunde freilich nicht. als er schließlich gespült und das dreckige scheißhaus verlassen hatte, kehrte er umgehend wieder zum maulwurf und der ratte zurück. inzwischen stand es bereits 2:0 für die gäste. die mittelstürmerin hatte erneut zugeschlagen...

der dritte teil, welcher davon erzählt, wie unser kamerad der mittelstürmerin beraubt wird und worin er einen arbeitsvertrag mit weitreichenden folgen unterzeichnet

das war aber auch eine braut. diese mittelstürmerin! sie schoss an diesem tag sage und schreibe insgesamt vier tore. die ratte kannte sie. schließlich war sie selbst im gästebus mitgefahren und unser freund erkundigte sich nach ihrem namen. „in dieser geschichte nenne ich ihn nicht“, gab die ratte zur antwort. sie wusste ebenfalls, dass ihr jene sommersprossige brillenschlange seit geraumer zeit nachstellte. lüds gab sich zunächst damit zufrieden. schließlich war er ja unterwegs, um den dichter jean paul ausfindig zu machen. „den kenne ich.“ sagte der maulwurf. „jetzt weiß ich auch, was du in wunsiedel willst.“ „ja.“ bekannte unser freund. „er ist doch dort zur welt gekommen.“ „du bist aber

nicht etwa schwul?“ fragte die ratte. „bist du bekloppt?“ giftete unser freund zurück. „ich stehe nicht auf männerärsche.“ die ratte und der maulwurf blickten ihn blödsinnig an. „und was willst du dann bei jean paul?“ setzten sie anschließend ihre kompromittierungsversuche fort. „ich suche einen menschenfreund.“ war lüds halbwegs schlagferige antwort. „einen menschenfreund.“ keifte daraufhin die ratte. zum maulwurf gewandt sagte sie: „einen menschenfreund. er sucht einen menschenfreund. hör dir den an alda. ein klappriges fahrrad, eine anstellung als stallknecht und nie geld in der tasche. so findet man keinen menschenfreund!“ in gewisser weise sah das unser kamerad sogar ein, ohne im eigentlichen darüber nachzudenken, woher die ratte wusste, dass er nie geld in der tasche hatte. gut. am ararat war viel gekifft worden. daher wahrscheinlich auch der regenbogen. dennoch konnte er sich in keinster weise daran erinnern, am ararat über geldangelegenheiten gesprochen zu haben. geld verdiente man und gab es anschließend wieder aus. brauchte man neues, ging man zur bank. und banken gab es überall. wenn dann die banken geld brauchten, schickten sie mahnbriefe. wenn einem die mahnbriefe zuviel wurden, konnte man als wanderer immerhin untertauchen oder im nächstbesten gefängnis weiterwandern. das leben war ein fluss. es begann an der quelle, wurde von verschiedenen zuläufen gespeist und verlor sich am ende im ozean. aus dem ozean stiegen die wolken empor und brachten neues wasser für den fluss. ein ewiger kreislauf. und in den ozean gelangte man auf jeden fall. dafür brauchte man mit sicherheit kein geld...

die gästemannschaft gewann am ende 9:4. ein trikottausch fand leider nicht statt. was hingegen stattfand war folgendes: die mittelstürmerin schickte sich gerade an, unserem freund, der bei ihren vier toren am lautesten „spitze, bravo, klasse und super“ gerufen hatte, mit einem lächeln im gesicht zuzuwinken, als diese sommersprossige brillenschlange erstmals persönlich in erscheinung trat. weiß gott wo sie auf einmal herkam. plötzlich stand sie hinter ihr, packte die mittelstürmerin am grün-weißen trikot und zog sie mit sich fort. lüds suchte noch eine weile vergeblich nach ihr. erst als der gästebus bereits fahrt aufnahm, konnte er einen letzten blick auf sie erhaschen. die brillenschlange trug sie bereits auf ihrem rücken. der bus hielt noch einmal kurz an, ließ die beiden einsteigen und weg war die mittelstürmerin.

unser kamerad war von da an sehr niedergeschlagen. der maulwurf gab vor, ihn aufheitern

zu wollen und holte becherovka. ein aufgewärmter suff ist auch nicht zu verachten, dachte lüds bei sich. in dieser nacht kam dann auch der arbeitsvertrag mit dem maulwurf zustande. Unser freund verpflichtete sich, jeden tag acht stunden zu schaufeln. der maulwurf versprach dafür, ihm den weg nach wunsiedel zu zeigen. saufen und fressen konnte er beim schwarzfell umsonst. obendrein stellte er ihm in aussicht, zumindest jeden monat eine neue schlampe anzuschleppen, damit er endlich die mittelstürmerin vergaß. drei monate später war unser kamerad ganz aufgedunsen. eine schlampe hatte er bis dahin noch nicht zu gesicht bekommen, war aber andererseits ganz zufrieden, jeden tag an der frischen luft arbeiten zu können. dennoch gärten natürlich in seinem inneren der wunsch fort, endlich jean paul finden zu müssen, so dass er den maulwurf bereits nach wenigen Wochen danach fragte, wann sie denn nun endlich wunsiedel erreichen würden. „shit.“ sagte der maulwurf. „daran habe ich ja gar nicht mehr gedacht. warum hast du mich nicht früher daran erinnert?“ „aber das ist doch im arbeitsvertrag eindeutig geregelt.“ „der maulwurf ging ins büro und holte das schriftstück. „nix da.“ sagte er dann, nachdem er die akte nochmals studiert hatte. „hier steht, dass ich versprochen habe, dir den weg nach wunsiedel zu zeigen.“ „ja und?“ wurde lüds stimmung merklich gereizter. „tut mir leid digger. aber ich kann mein versprechen im moment noch nicht halten.“ gab der schwarzpelz an dieser stelle kleinlaut zu. „ich kenne den weg selbst nicht. ich dachte, wir graben hier ein bisschen und graben dort ein bisschen...irgendwann werden wir schon in wunsiedel ankommen.“ „arschloch!“ raunzte ihn unser freund an. „komm digger.“ versuchte der maulwurf zu beschwichtigen. „wir müssen eben einfach weitergraben.“ unser freund ließ sich nach einer weile erweichen. „aber!“ setzte er bestimmt hinzu, „wir graben von jetzt an strategisch weiter. wenn du nach norden gräbst, grabe ich gen süden. gräbst du nach rechts, schaufle ich nach links uswusf. dadurch sparen wir die hälfte der zeit.“ „wieso das?“ fragte der maulwurf. „gut.“ gab lüds zu. „abgerechnet der zeit, die jener von uns benötigt, welcher zuerst wunsiedel entdeckt, um den anderen davon in kenntnis zu setzen.“ der maulwurf kramte bleistift und papier hervor. er rechnete: „bisher gruben wir also zweimal in richtung x, wozu die zeit der informationsübertragung nicht hinzuaddiert werden muss. demnach benötigten wir bisher eine zeit von 2x.“ „logisch!“ klagte lüds. „jaja. verstehe. und du meinst, dass nun jeder in seine eigene richtung gräbt, so dass wir täglich die doppelte strecke schaffen.“ „genau.“ befand unser freund. „aber am ende müssen wir uns wieder gegenseitig verständigen!“ „und du meinst, das funktioniert?“ ließ freund blindfried den skeptiker heraushängen.

„hundertpro“, war sich lüds sicher, so dass sich von nun an die wege der beiden trennten. zum glück hatte lüds immer eine brieftaube am start, die ihn darüber in kenntnis setzte, in welche richtung sein kompagnon gerade unterwegs war, so dass er die genau entgegengesetzte richtung einschlagen konnte. nach feierabend traf man sich dann für gewöhnlich beim maulwurf im keller, becherte kräftig und schimpfte auf die weiber. so gingen gut und gerne zwei jahre ins land, bevor unser freund dann an einem donnerstag, kurz nach der mittagspause, das erste loch in sichtweite von wunsiedel grub.

der vierte teil, welcher bloß andeutungsweise davon berichtet, was er alles unternahm, um endlich klarheit in dieser angelegenheit zu bekommen

zugegebenermaßen ist denken ein recht langwieriger prozess, so dass er noch gut und gerne zwei tage weitergrub, ehe er zu der überzeugung gelangt war, dass es sich bei dem reichsmarkflecken tatsächlich um wunsiedel handeln musste. dies war in der hauptsache dem umstand geschuldet, dass er selbst damals kaum mehr daran glaubte, wunsiedel überhaupt jemals zu finden. innerhalb dieser beiden tage hatten sich die indizien aber entscheidend verdichtet. zum einen lag der ort an einer bundesstraße und war umgeben vom herrlichsten waldwiesenland, welches unser freund jemals gesehen hatte. dies war für ihn offensichtlich, weil er schließlich dort hinein seine löcher grub und sich der ortsname hiervon herleitet. andererseits war die ganze gegend bereits fleißig beackert worden, so dass er davon ausgehen musste, sein arbeitgeber habe die ganze zeit über bereits in diesem gebiet seine grabungsgeschäfte durchgeführt. leider machte der zu jener zeit gerade urlaub, wollte aber spätestens am kommenden dienstag zurück sein. unser kamerad tat das einzig richtige. er grub sich selbständig weiter vor! möglichst weit von den bestehenden maulwurfshügeln fernhaltend, kreiste er die gemeinde immer weiter ein. es geschah dies zufällig mitten im august, so dass er alsbald auf einen weiteren ernstzunehmenden hinweis stieß. irgendwelche beklopften hatten auf einer waldlichtung ihre spuren hinterlassen. schnapsflaschen lagen herum, ein lagerfeuer, welches nicht ordnungsgemäß gelöscht worden war, schwelte unbeaufsichtigt vor sich hin und in die rinde eines eichenbaumes war ein deppertes hakenkreuz geritzt. beklopfte; dämmerte es unserem freund sofort! dass aber unter dem hakenkreuz der name rudolf hess eingeritzt war, musste selbst von ihm als deutliches indiz dafür betrachtet werden, genau auf der richtigen spur zu sein. was konnte schließlich jean

paul dafür, dass man die alte nazifresse in wunsiedel beige setzt hatte? außerdem durfte solch ein gestandener dichter seinen geburtsort doch nicht einfach im stich lassen, solange dieses gesocks dort sein unwesen trieb...

dass er dennoch weiter zweifelte, lag einfach daran, dass überall, wo er auch hingrub, bereits nach kurzer zeit wieder maulwurfshügel zu finden waren. die lichtung befand sich auf einer anhöhe, so dass er unter zuhilfenahme der mitgeführten vermessungstechnik die günstigste route errechnete, auf der er von nun an möglichst geradlinig weiterzugraben gedachte; ungeachtet dessen, eventuell bereits beackertes gebiet durchqueren zu müssen. diese entscheidung erwies sich im nachhinein als vollkommen richtig, auch wenn er damit in grober weise gegen die abmachung mit seinem chef verstieß. aber weil das schwarzfell an dieser stelle unserer geschichte sowieso noch in urlaub war und unser freund sein gehalt in form von nahrung und becherovka bezog, erlaubte er es sich dies eine mal, eine selbst getroffene vereinbarung zu brechen. er vermaß die gegend daher genau und ging dann zielstrebig in seinem schaufeln vor. knapp zwei tage später stand er vor einem denkmal, welches jean paul vorstellte und wo ihm der riese, welcher seinerzeit am straßenrand gesessen hatte, abermals über den weg lief. „was machst du denn hier, großer?“ redete er ihn an. „ich wohne hier.“ gab der lange zur antwort. „seit wann?“ fragte lüds. „seit knapp zwei jahren. als du damals weitergeradelt bist, habe ich die bundesstraße in entgegengesetzter richtung beschritten und bin kurz nach unserem zusammentreffen hier in wunsiedel gelandet.“ „also bin ich jetzt tatsächlich angekommen?“ verlangte lüds dann vom riesen eine endgültige bestätigung seiner erst zu 98 % richtig geglaubten vermutung?“ „wie? angekommen? ich verstehe nicht?“ schien der riese noch immer einigermaßen begriffsstutzig. „ich bin doch jetzt in wunsiedel? oder? du wirst dich bestimmt erinnern, dass ich damals bereits nach wunsiedel wollte, weil ich doch den dichter jean paul unbedingt kennenlernen möchte.“ „nö. keine ahnung.“ zuckte der riese wieder einmal bloß mit den schultern. „ich weiß zwar noch, dass du mich damals nach dem weg hierher gefragt hast, aber dass du jean paul kennenlernen willst, habe ich längst wieder vergessen. ich treffe auf meinen wegen andauernd auf menschen wie dich und jeder ist auf der suche nach etwas anderem. wie soll ich mir da merken, was jeder von euch als ziel seines weg es betrachtet.“ unser kamerad konnte das gut verstehen. wer war er schon, als dass sich jemand anderes seiner wünsche erinnerte. er bedankte sich daher beim langen, fragte nach dessen genauer

anschrift und man nahm für diesen tag abermals abschied.

der fünfte teil, welcher die physiognomie jean pauls analysiert und im verlaufe dessen unser kamerad unbedingt duschen muss

er hatte also an diesem diensttag wunsiedel tatsächlich endlich erreicht und zögerte nicht, zunächst seinen arbeitgeber darüber in kenntnis zu setzen, der eigentlich aus dem urlaub zurück sein wollte. inzwischen war er vollständig darüber irritiert, dass selbst in der nähe des denkmals bereits zahlreiche maulwurfshügel zu finden waren. konnte es sein, dass noch weitere maulwürfe hier ihre grabungen durchführten? warum aber war er die ganze zeit über keinem einzigen von ihnen begegnet? lüds erhoffte sich in einem gespräch mit seinem chef auch darüber klarheit zu erlangen und folgte seinen eigenen ausgrabungen in umgekehrter richtung. am späten nachmittag langte er beim keller seines arbeitgebers an, den er jedoch dort nicht antraf. offensichtlich war er noch nicht aus den ferien zurück, so dass sich unser freund zunächst eigenmächtig am becherovka gütlich tat. er hatte in letzter zeit ungeheuer viel geschaufelt und sich einen anständigen suff redlich verdient. zu graben gab es an diesem tag für ihn nichts mehr und es musste die rückkehr seines kompagnons abgewartet werden, um das weitere vorgehen genau zu besprechen. endlich wunsiedel erreicht zu haben war zwar ein gewisser teilerfolg, konnte ihn aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die eigentliche suche nun erst begann. nachdem er das denkmal mit der büste jean pauls gesehen hatte, fiel es ihm schwer, weiterhin daran zu glauben, dass ein heutiger nachkomme an äußerlichen merkmalen zu erkennen sei. wer trug schon noch künstliche locken und solch einen dämlichen schal um den hals? auch waren die gesichtszüge die eines x-beliebigen 50-jährigen, den man vielleicht in einem biergarten nach den vorzügen der heimischen küche befragte und höchstwahrscheinlich eine antwort zu hören bekam, die nicht unbedingt ein besonderes talent zur schriftstellerei verriet. gemütlichkeit, so befand unser freund nach einigen schnäpsen, stand diesem mann ins gesicht geschrieben. auch war eine gewisse schlaffheit in seinen zügen erkennbar. die augen schienen beobachtend umherzuschweifen, während der mund eine gewisse gelassenheit verriet. leichte tränensäcke zeugten von manchem schicksalsschlag, wengleich die gesamtphysiognomie auf ein recht fröhliches gemüt schließen ließ. mehr fiel ihm dazu allerdings auch nicht ein, so dass er sich eilends schnaps nachschenkte und seine gedanken anderweitig beschäftigte.

jean paul soll ein recht ansehlicher mann gewesen sein. vielleicht war dies ein grund, so dachte er nach zwei weiteren gläsern becherovka, dass jener zunächst lange zeit versucht hatte, eine eheschließung zu vermeiden. erst 1801 heiratete er eine gewisse karoline meyer. grob nachgerechnet dürfte er damals 38 jahre alt gewesen sein. Unser freund war zu jener stunde kaum 25 und entwickelte zu dieser zeit ebenfalls noch keinerlei hinsichtliche ambitionen. sogar die mittelstürmerin hatte er beinahe vergessen, zumal der maulwurf im verlaufe der jahre denn doch noch die eine oder andere schlampe angeschleppt hatte. lüds träumte jedoch in der folgenden nacht von ihr, wenngleich der traum wohl eher bereits den frühen morgenstunden zugerechnet werden muss, weil er anschließend die ganze flasche schnaps aussoff und anschließend ins koma fiel. in diesem traum jedenfalls trug sie ein himmelblaues trikot. auch schoss sie diesmal sogar sieben tore, wobei sie eines davon mit ihrem *kopf* erzielte. lüds, der am spielfeldrand saß und fortwährend auf einem grashalm herumkaute, sprang nach jedem einzelnen tor in die höhe und jubelte ihr zu. diesmal nahm sie ihn auch früher zur kenntnis und schenkte ihm bereits während des spiels ein erstes lächeln. die 90 minuten waren um und sie war es dann auch, die ihn zu sich heranwinkte. lüds ging auf sie zu und nahm sie in die arme. gemeinsam gingen sie in die kabine. sein glied begann zu erigieren als sie sich langsam entkleidete. ihre brüste waren noch immer schön. auch er legte die kleidung ab und schon sah sich lüds im traum sie küssen. sie waren ganz allein. er folgte ihr zur dusche, die bereits angestellt sein musste. die feuchte hitze des raumes empfand er als sehr angenehm. jetzt nahm sie seine hand und legte sie behutsam auf ihren busen. lüds nahm ihren herzschatz wahr. ihre küsse wurden leidenschaftlicher und langsam glitten bei zu boden, der im traum warm und weich wie eine sommerwiese war. er tastete sich allmählich zu ihrem becken vor, glitt langsam über ihre scham und streichelte ihre vagina. sie umfasste sein glied, zog ihn noch näher zu sich heran und war gerade im begriff, ihm das einführen zu erleichtern, als es auch schon passierte: ejaculatio praecox! seine unterhose jedenfalls klebte unangenehm nach dem erwachen...

dies war unserem freund sehr peinlich. insbesondere deshalb, weil der maulwurf gegen mittag ganz unvermittelt an die tür klopfte und sich einlass in den keller erbat. lüds hatte ihn vor einschlafen noch ordnungsgemäß von innen verriegelt. das schwarzfell brachte natürlich die ratte mit angeschleppt, was unseren freund an diesem morgen jedoch viel weniger in

erstaunen setzte als die Neuigkeit, welche ihm der Maulwurf gleich zur Begrüßung mitteilte; dass nämlich für den nächsten Tag erneut ein Gastspiel mit der Damenmannschaft dieses ostdeutschen Traditionsvereins stattfinden sollte. Träume gelten seit jeher als prophetisch! Woher das bloß kommen mochte? Über dem jahrelangen Schaufeln hatte unser Freund die Mittelstürmerin beinahe vollständig vergessen und kaum dass er in der Nacht von ihr geträumt hatte, sollte sie auch schon anderntags erscheinen. Das konnte kein Zufall sein! Er war ob dieser Tatsache natürlich zusätzlich irritiert und recht verlegen, so dass er sich vorerst bei den beiden entschuldigte: „Leute.“ sagte er. „ich komme gleich zurück. ich möchte bloß schnell duschen.“ die beiden schüttelten nachdenklich die Köpfe. „irgendwie bist du merkwürdig geworden.“ behaupteten sie anschließend einhellig. „wieso?“ fragte Lüds. „sonst hast du dich nie morgens geduscht!“ gab der Maulwurf zur Antwort. „mir ist schlecht.“ stöhnte unser Kamerad. „ich habe gestern nach der Arbeit eine ganze Flasche Becherovka weggekübelt.“ das ließen die beiden zunächst als Ausrede gelten, so dass sich unser Freund vorerst zurückziehen konnte und nach dem Duschen weitere vier Stunden seinen Rausch ausschließ. Als er in den Keller zurückkam, saßen die beiden bereits wieder gemütlich beisammen und schwärmten bei Mastika von Bulgarien. „Alda“, begrüßten sie ihn nach dessen unvermuteter Rückkehr. „das Zeug musste mal probieren!“ Lüds wehrte zunächst ab, ließ sich aber nach kurzer Zeit von den beiden überreden, zumindest mit ihnen auf die Rückkehr aus dem Urlaub anzustoßen. Wenig später war er erneut sternhagelvoll, schwor sich aber am nächsten Morgen erstmals in seinem Leben: nie wieder Alkohol!

der sechste Teil, worin sich unser Freund langsam verdächtig macht und sich der endgültige Abschied von der Mittelstürmerin anbahnt

abermals duschte er bereits nach dem Erwachen, was die misstrauischen Blicke seiner beiden Kameraden nach sich zog. Bruchstückhaft kam die Erinnerung an den gestrigen Abend zurück. Was sollte merkwürdig daran sein, morgens zu duschen? und wieso schleppte der Maulwurf gerade jetzt diese Ratte wieder an, die er schon seit dem ersten Gastspiel der Damenmannschaft in ungueter Erinnerung hatte. Woher wollte diese so genau wissen, dass die Mittelstürmerin und die Sommersprossige Brillenschlange inzwischen ein glückliches Paar geworden waren? zumindest hatte dies die Ratte auf eine diesbezügliche Frage geantwortet. und warum wollte sie eigentlich den Namen der Mittelstürmerin partout nicht preisgeben?

das verhältnis unseres freundes zu dieser ratte war leider von vornherein unterkühlt, so dass er denn in dieser angelegenheit auch nicht weiter nachhakte. er wollte sich selbst ein bild davon machen. schließlich sollte die damenmannschaft schon an diesem tag erneut eine wichtige rolle in dieser geschichte übernehmen. pünktlich gegen 13 uhr traf diese dann mit dem gästepbus auch ein. die sommersprossige brillenschlange entstieg ihm zuerst. sie grinste feist und auch die mittelstürmerin, trug sie keineswegs mehr auf ihrem rücken. diese kam erst später zum vorschein. auch schien sie wenig froh. lüds schöpfte hoffnung, hielt sich jedoch zunächst verborgen. aus seinem versteck heraus konnte er beobachten, wie die ratte zur brillenschlange kontakt aufnahm. gut. dies hatte sie nie geleugnet. dennoch erschien es unserem kameraden, als sei diese begegnung durchaus konspirativ zu nennen. immerhin wurde die brillenschlange während der ausführungen der ratte merklich nervös. sie sah sich um. unser freund tauchte noch tiefer in sein versteck, erschrak aber sichtlich, als plötzlich der maulwurf aus einem nahe gelegenen erdloch hervorkroch. „scheiße, digger!“ machte dieser auch keinen hehl daraus, ihn sofort in seinem versteck bemerkt zu haben. „wo treibst du dich denn herum? du spionierst doch nicht etwa der ratte nach?“ „nein.“ wirkte lüds sichtlich verlegen. „ich wollte mich bloß mit eigenen augen davon überzeugen, dass die mittelstürmerin auch wirklich noch glücklich ist.“ „aber hallo.“ sprach sein blinder kumpan. „das steht doch selbst mir deutlich vor augen.“ „schon klar.“ entgegnete lüds. „du glaubst auch alles, was die ratte so labert.“ „aber natürlich.“ gab der maulwurf zur antwort. „die ratte ist viel herumgekommen, hat hie und da ein wenig studiert und kann hervorragend andere leute nachäffen. auch dich versteht sie übrigens prima zu parodieren. ich selbst mache mich darüber nur zu gerne lustig. dabei verstehe ich von humor, ungefähr so viel wie ein bauarbeiter vom häkeln.“ das war natürlich deutlich, dachte unser freund daraufhin bei sich. war dieser bekloppte schwarzpelz überhaupt sein freund? er kannte ihn zwar seit ewigkeiten, musste sich jedoch eingestehen, in dessen blinden augen keinen vorteilhaften eindruck hinterlassen zu haben. dennoch begab er sich zunächst aus seinem versteck und nahm am spielfeldrand platz. in wenigen minuten sollte das spiel beginnen!

der auftritt der mittelstürmerin erschien ihm an diesem tage recht lustlos. auch war die brillenschlange inzwischen auf ihn aufmerksam geworden und begann seitdem, die mittelstürmerin enthusiastisch anzufeuern. „prima“ rief er immer, wenn sie in ballnähe kam. „du spielst hervorragend.“ nach anfänglicher skepsis, schien sie dies auch mehr und mehr

für ernst zu nehmen und forcierte ihre bemühungen. als sie dann kurz vor dem pausentee auch tatsächlich das 1:0 erzielte, sprang dann auch unser freund in die höhe und applaudierte energisch. offensichtlich hatte sie dies bemerkt, wich seinem fragenden blick jedoch geniert und verlegen aus. er war sich nicht recht sicher, ob sie ihn wieder erkannt hatte und beschloss zur pause, selbst in die offensive zu gehen. er schlich sich dazu in das büro des maulwurfs, fand papier und bleistifte auch an gewohnter stelle und zögerte nicht, sich beides selbständig zu entnehmen. *wer bist du?*, schrieb er auf einen zettel und umrahmte die worte mit einem stilistisch ungeübten herzen, welches von einem pfeil durchbohrt wurde. dann legte er den bleistift zurück und erwartete die rückkehr der manschaften aus der kabine. die brillenschlange indes wartete ebenfalls, schmeichelte sich im gedränge zu ihr vor und ließ nicht ab, sie in ein motivierendes gespräch zu verwickeln, bis beide gemeinsam das spielfeld erreicht hatten. unserem kameraden blieb daher nichts anderes übrig, als sich in die gästekabine zu schleichen, nach der sporttasche der mittelstürmerin zu suchen, deren auffälligkeit anhand der grün-gelb-roten streifen bereits bei ankunft der gäste festgestellt worden war, um dergestalt das billet heimlich darin zu hinterlegen. gleich beim öffnen der tasche sollte ihr dies ins auge fallen. als er die kabine dann wieder verließ und sein heimliches tun unbemerkt glaubte, trat schlechterdings die ratte erneut auf den plan.

die resignation bei ihm war eine enorme, nachdem die ratte zu erkennen gab, von dieser ganzen aktion wind bekommen zu haben. „keine sorge, digger.“ beschwichtigte sie jedoch. „von mir erfährt niemand ein sterbenswörtchen.“ zwanzig minuten später trat die brillenschlange persönlich auf ihn zu und verbat sich solcherlei kindereien, indem sie ihm den zettel vor die füße warf. „hören sie!“ sprach sie. „vergessen sie ihre ambitionen. das glück dieser mittelstürmerin trägt meinen namen!“ lüds zweifelte. hatte dies die mittelstürmerin nicht selbst zu entscheiden? war ihr name ein solch großes geheimnis, dass er ihn unter keinen umständen erfahren durfte? weshalb nur lies man das harmlose billet nicht dort, wo er es hinterlegt hatte und von der mittelstürmerin persönlich zurückgeben, da der absender doch offensichtlich bekannt war? er äußerte dies der brillenschlange gegenüber auch deutlich, so dass sich diese nach dem spiel genötigt sah, die mittelstürmerin zumindest über diesen vorgang in kenntnis zu setzen. unser freund konnte aus der ferne leider unmöglich verstehen, mit welchen worten die brillenschlange der mittelstürmerin den zettel

kurz vorwies, es lüds anschließend abermals vor die füße warf, sie nochmals im kreise der mitgereisten verwandtschaft auf etwas einschwor, bis sie kurz entschlossen auf unseren freund zutrat. „hören sie, mein lieber.“ verkündete sie ohne umschweife. „ich bin glücklich mit dieser kreatur!“ „aber haben sie denn auch das herz bemerkt, mit welchem ich die frage nach ihrem namen umrahmte?“ gab lüds nicht sofort klein bei. „bemerkt habe ich es schon.“ befand sie nach kurzer überlegung. „der pfeil jedoch versetzte mich in schrecken.“ „ist ihnen denn dieses zeichen der liebe bisher ganz unbekannt geblieben?“ versuchte unser kamerad weiter in sie zu dringen. „ich kenne es nicht und möchte es auch nicht kennenlernen.“ begann sie, sich gegen die fragerei zur wehr zu setzen. „es macht mir angst! auch soll ich ihnen meinen namen unter keinen umständen verraten.“ potzblitz! durchfuhr es lüds. sie gibt mir keine chance. er musste daraufhin dieses spiel leider verloren geben. die mittelstürmerin feierte den 2:0 sieg ihrer mannschaft im kreise aller mitgereisten fans und bei abfahrt des busses trug sie die brillenschlange wieder auf ihrem rücken.

der siebte teil, in dessen verlauf sich lüds mit seinem brötchengeber überwirft und allmählich die vermutung aufkommt, von diesem die ganze zeit über gelinkt worden zu sein

am selben tag noch forderte unser kamerad eine aussprache mit seinem chef. „setz dich, digger!“ empfing ihn dieser im büro. „du hast doch nicht etwa grund zur klage?“ „was soll das?“ beschwerte sich unser freund allerdings energisch. „jedes mal, wenn die damenmannschaft dieses ostdeutschen traditionsvereins hier ein gastspiel gibt, bringst du diese schmierige ratte mit angeschleppt?“ „ich sagte dir doch bereits, dass sie mein freund ist. wo liegt das problem?“ gab der maulwurf zur antwort. lüds stimmung wurde merklich gereizter. „das bekloppte vieh muss dem brillenträger gesteckt haben, dass ich der mittelstürmerin ein zeichen der liebe zukommen lassen wollte.“ „ja und?“ stellte sich der maulwurf noch blöder, als er eigentlich war. „meinst du, es wäre ohne die ratte nicht bemerkt worden?“ unser freund raunzte ihn an. „natürlich wäre es auch dann bemerkt worden, du hirni! aber sie hätte es dann zuerst entdeckt und wäre dem zeichen ohne vorurteil begegnet. sie hätte dann bestimmt das herz auch als solches erkannt und nicht dem pfeil soviel bedeutung beigemessen. der pfeil sollte lediglich die wahrhaftigkeit meiner gefühle für sie zum ausdruck bringen.“ der maulwurf sah unseren freund entsetzt an. „du bist verrückt! lass mich in ruhe!“ lüds rang nach luft. jahrelang hatte er für den maulwurf

löcher gegraben, hatte letztendlich wunsiedel auch noch selbst entdeckt und nun bezichtigte ihn dieses schwarzfell der idiotie. das ging zu weit. er wollte ihm das Gegenteil beweisen und unterdrückte seinen zorn. „sag mal“, setzte er die unterhaltung in ruhigerem ton fort, „hast du eigentlich hier in der gegend viele kollegen?“ der maulwurf grinste unterkühlt. „ab und zu verläuft sich schon der eine oder andere maulwurf hierher. wieso?“ „ich meine nur.“

begannen sich in unserem kameraden leise zweifel zu regen, ob der loyalität seines arbeitgebers. irgend etwas im gesichtsausdruck seines gegenüber verriet ihm, dass sein chef nicht mit offenen karten spielte. „hatte ich dir eigentlich schon gesagt, dass ich vorgestern endlich in wunsiedel gewesen bin? seltsamerweise waren dort bereits jede menge maulwurfshügel mit den dazugehörigen eingängen angelegt. die ganze gegend um wunsiedel war voll von zeugnissen maulwurfscher betriebssamkeit. diese löcher stammen alle von deinen kollegen? wieso hast du mich bisher noch mit keinem von ihnen bekannt gemacht?“ das schwarzfell ließ sich nicht aus der ruhe bringen. „in und um wunsiedel waren löcher? schon möglich, dass die von der konkurrenz dort gebuddelt haben.“ unser kamerad ließ nicht locker. „du hast aber selbst dort keine ausgrabungen durchgeführt?“ „weiß ich nicht“, gab sich freund blindfried gelassen. „waren die löcher eigentlich nummeriert?“ „nummeriert?“ merkte lüds verblüfft auf. „wer nummeriert schon seine ganzen löcher? kein maulwurf betreibt solch einen bürokratischen aufwand!“ „aber natürlich,“ begann das schwarzfell nun seinerseits vorwürfe an unseren freund zu richten, „du wirst doch nicht etwa die ganze zeit über löcher gegraben haben, ohne sie zu nummerieren? die gesetzlichen regelungen dazu solltest du eigentlich kennen!“ bei diesen worten reichte er unserem freund sogleich ein exemplar der allerneuesten erdlochnummerierungsvorschriften, so dass sich unser kamerad nun selbst in die ecke gedrängt sah. er konnte gar nicht glauben, was der chef ihm soeben eröffnet hatte. unweigerlich geriet er ins stottern. „ja... äh... wo genau müssen denn die nummern angebracht werden?“, versuchte er seine geheimen zweifel zum ausdruck zu bringen. „also meine befestige ich immer hinter dem eingang des entsprechenden loches auf der linken seite. genau in augenhöhe du depp!“ höhnte daraufhin sein chef. lüds war vollkommen perplex. er schluckte zunächst und entschuldigte sich kurzzeitig. das musste er nachprüfen und so trollte sich schnurstracks aus dem büro. für kurze zeit war es an ihm, ein schlechtes gewissen zu empfinden.

die löcher des maulwurfs waren äußerlich von den seinen nicht zu unterscheiden,

wenngleich er natürlich die eigenen mit atypischen gerüchen gekennzeichnet hatte. gleich nachdem damit begonnen worden war, in unterschiedliche richtungen zu graben, hatte er sich dies einfallen lassen, um im notfall nachweisen zu können, welche löcher unter seiner eigenen Regie entstanden. den ausgrabungen des chefs war er die ganze zeit über ausgewichen, wenngleich natürlich kurz vor der entdeckung des reichsmarkfleckens die dementsprechende vereinbarung seinerseits ignoriert wurde. in die löcher des schwarzfells hatte er die ganze zeit über gar nicht geschaut, so sehr er mit den eigenen ausgrabungen beschäftigt war. das musste jetzt umgehend nachgeholt werden. und tatsächlich. hinter jedem eingang auf der linken seite war eine nummer angebracht. genau in augenhöhe. lüds kam sich diesen moment ziemlich gelackmeiert vor, zumal er damals, als sich die beiden noch gemeinsam vorwärts gruben, nichts von einem anbringen der ziffern mitbekommen hatte. aber selbst die löcher, welche in dieser zeit angelegt wurden, schienen offensichtlich nummeriert. er ließ jedenfalls nicht locker und überprüfte sämtliche löcher, die nicht mit seinen eigenen gerüchen versehen waren und auf dem weg nach wunsiedel lagen. drei ganze tage lang kontrollierte er, bis er sich dann erneut innerhalb von wunsiedel befand und auch dort neben den eigenen, ausschließlich löcher vorfand, die nur sein chef nummeriert haben konnte. das war zuviel. der teufelsbraten von maulwurf war tatsächlich lange vor ihm in der gemeinde gewesen und hatte ihn einfach nicht darüber in kenntnis gesetzt. jetzt musste ihm das schwarzfell rechenschaft ablegen! einzig deshalb nahm er abermals den rückweg auf sich und betrat anderntags erneut die büroräume seines chefs.

er schimpfte sozusagen wie ein rohrspatz, als dieser ihm darlegte, aufgrund seiner eigenschaft als hochgradig sehbehinderter nichts davon mitbekommen zu haben, seinerzeit bereits im reichsmarkflecken gewesen zu sein. „drecksack!“ wurde lüds geradezu ausfällig, nachdem der blinde auch noch damit begann, hämisch zu grinsen und im gegenzug von lüds rechenschaft darüber verlangte, weshalb von seiner seite die ganze zeit über die nummerierung unterlassen worden war. „so kann ich nicht abrechnen! ohne einen nachweis darüber, wie viele löcher du in den letzten jahren gegraben hast, kann ich dir deinen ausstehenden schnaps und die fresserei nicht auszahlen.“ unser freund schrie ihn an: „ich scheiße auf deinen schnaps. ich will umgehend von dir gekündigt werden und zumindest genügend futter als lohn, damit ich wenigstens über die runden komme, bis man mir zumindest die staatliche überlebenshilfe ausbezahlt.“ „meinetwegen“, ließ sich das

schwarzfell jedoch einfach nicht aus der ruhe bringen. „du wirst schon sehen, wie weit du es ohne mich bringst. ich habe dir immer geholfen. erst warst du mit deinem job als stallknecht unzufrieden und jetzt belegst du mich hier. was kann ich dazu, dass ich blind zur welt gekommen bin.“ unserem freund blieb leider nichts übrig, als sich damit abzufinden. selbst als ihm der maulwurf erklärte, sein fahrrad als ersatzleistung für die unterbliebene nummerierung konfiszieren zu lassen, behielt er die nerven und ließ sich zu keiner tätlichkeit hinreißen. dass er aber von nun an einen falschen freund weniger hatte, stand für ihn zweifelsfrei fest. verwundert war er nur über die kaltschnäuzigkeit, mit der ihn das schwarzfell abgefertigt hatte. auch ahnte er zu dieser stunde noch nicht, wie recht er mit seiner vermutung haben sollte, dass die karten seines früheren arbeitgebers möglicherweise gezinkt waren. vorerst schied man in bloßem unfrieden, ohne dass er nicht bereit gewesen wäre, zumindest eine teilschuld an diesem zerwürfnis auf sich zu nehmen. der maulwurf indes schob jede verantwortung von sich. er hatte schließlich ordnungsgemäß nummeriert und wusste sich rein rechtlich in der besseren position. lüds aber hatte jetzt zumindest erst einmal wunsiedel erreicht. dies war damals sein einziger trost. immerhin brauchte er von nun an nicht mehr jeden tag zu schaufeln und konnte sich ganztags auf die suche nach jean paul begeben. der reichmarkflecken wartete auf ihn...

der achte und letzte teil über den im vorfeld keinerlei zusammenfassung erteilt wird

es war im eigentlichen nicht wunsiedel, das auf ihn wartete. lüds war es, der gespannt sein durfte, was in diesem letzten abschnitt dieser ersten reisebeschreibung geschah. immerhin kannte er dort den riesen und wusste wo er zu finden war. lüds wollte ihm erzählen, was sich in den letzten jahren zugetragen hatte. freilich ließ er den riesen zuvor etwas zum kiffen organisieren, weil er noch von der zeit am ararat wusste, dass sich mit ein bisschen gras viel entspannter plaudern lässt. Unser freund spendierte im gegenzug eine pfeffersalami, von welcher die beiden ein drittel beim bäcker abdrückten, um sich dafür ein halbes brot geben zu lassen. natürlich konnte man sich nicht im biergarten treffen, weil dort erstens nicht gekiffert werden darf, zweitens kein selbst mitgebrachtes verzehrt werden soll und die bestuhlung für den riesen sowieso zu mickrig ausfiel. allerdings war herbst, so dass man damit rechnen musste, gegen abend nicht mehr im gras herumsitzen zu können, weil dieses gegen abend für gewöhnlich recht feucht wird. lüds schlug daher vor, sich bis dahin noch

eine bunte decke zu häkeln, auf der man auch zu späterer stunde noch sitzen und gemütlich reden konnte. der riese war sehr gut gelaunt und stimmte allen vorschlägen zu, so dass man dann gegen halb sieben auf einer waldwiese nahe wunsiedel saß und über die vergangenheit plauderte. lüds begann mit dem naheliegendsten. „langer.“ sagte er. „ich habe doch die letzten jahre beim maulwurf gearbeit. jetzt hat der arsch auch noch mein fahrrad konfisziert. wegen fehlender nummern.“ der riese hörte geduldig zu. „ich habe gar nicht gewusst, dass die löcher nummeriert werden müssen. aber vielleicht hätte es mir auffallen müssen, als ich noch mit dem maulwurf zusammen geschaufelt habe. ich weiß noch, dass ich immer vorne weg grub und er sich um die ordnungsgemäße böschung gekümmert hat. ab und zu hat er auch geschaufelt und ich konnte während der böschungsherstellung errechnen, dass diese arbeiten bei einer einweggrabung komplett wegfallen würden. bei gleicher tiefe müsste dann nämlich weniger breit gegraben werden, so dass dementsprechend weniger erdaushub anfiel. die höhe der aufschüttung zu beiden seiten des grabens überschreitet dann nicht mehr die gesetzlich festgeschriebene obergrenze.“ „das ist mir zu kompliziert.“ wurde er in seinen ausführungen vom riesen unterbrochen. „auf was willst du eigentlich hinaus?“ unser freund hielt kurz inne. „ach.“ meinte er dann. „ich wollte eigentlich bloß einmal deine meinung hören, ob die konfiszierung meines fahrrades gerechtfertigt war. wir haben uns dann nämlich getrennt und in die jeweils entgegengesetzte richtung geschaufelt. dass die löcher nummeriert werden müssen, hat mir das alte sackgesicht nie gesagt. und in wunsiedel ist er auch bereits lange vor meiner zeit gewesen. angeblich hat er es nicht mitbekommen. er ist ja immerhin blind.“ der riese schaute lüds mit großen augen an. „du bist aber ziemlich naiv, kleiner. den maulwurf kennt hier in wunsiedel jeder. er hat sich damals überall erkundigt, ob hier schon jemand aufgekreuzt sei, der nach jean paul suchen würde. und wer sich mit ihm einließ, wurde von ihm vollgequatscht, dass die leute bloß aufpassen sollten. der typ wäre komplett irre. ich habe damals gar nicht an dich gedacht. so bekloppt kamst du mir bei unserer ersten begegnung gar nicht vor.“ „danke.“ entgegnete lüds. „ich gehe noch mal zurück und klopp ihm zwei auf die fresse.“ „hör auf!“ blieb der riese gelassen. „das bringt nichts. du weißt doch, dass er darüber bloß lacht und dich anzeigt. kloppen macht alles bloß noch schlimmer. außerdem weißt du das beste noch gar nicht. die nummern hat der maulwurf erst begonnen anzubringen, nachdem sich eure wege getrennt hatten.“ „woher weißt du das?“ war unser kamerad für einen moment wie paralysiert. der riese zuckte allerdings wieder einmal bloß mit den schultern. „nun ja.“, entgegnete er dann nachdenlich.

ich überschaue vieles. schließlich bin ich ein riese!“

so blöd war der lange offensichtlich nicht, wie unser kamerad bei ihrer ersten begegnung vermutet hatte. gut. er hatte wohl einmal eine frau gefangen genommen und entführt. sie schickte ihn auf ein feld, um dort rüben zu zählen und konnte dadurch entkommen. ein leid hatte ihr der riese nicht angetan. das ganze war vielleicht etwas plump, stempelte den langen jedoch keineswegs als bösewicht ab. immerhin wollte er die frau heiraten. lüds erkundigte sich nach ihr. „weißt du eigentlich wo die olle abgeblieben ist, die du damals geraubt hast.“ „nee, kleiner.“ meinte der riese. „keine ahnung. sie hat sich bestimmt irgend so einem kerl an den hals geworfen, der sie überhaupt nicht liebt.“ „da ist sie aber dann an ihrem unglück wirklich selbst schuld.“ wollte unser freund den riesen ein wenig aufmuntern. „wer weiß.“ winkte der allerdings ab. „womöglich ist sie gar nicht unglücklich. ob sie der typ liebt oder nicht spielt für sie vielleicht gar keine rolle. möglicherweise ist sie auch gerne unglücklich. du weißt doch, dass weiber ganz anders ticken als wir.“ in wirklichkeit wusste das unser freund damals nicht, auch wenn er auf diese bemerkung hin eifrig nickte. er erzählte daraufhin von der begebenheit mit der mittelstürmerin. wieder hörte der lange geduldig zu und riet ihm im anschluss an seine ausführungen, sie zu vergessen. der riese selbst kam dann auf jean paul zu sprechen. „außerdem.“ sagte er. „ich glaube auch nicht, dass du jean paul jemals finden wirst. entschuldige, wenn ich so offen zu dir spreche.“ das wollte unser freund jedoch keineswegs einsehen. „warum sollte ich ihn nicht finden?“ redete er. „der bäcker sagte, dass er zum studium nach leipzig gezogen ist und später in bayreuth sterben würde. vielleicht erkenne ich ihn in der zwischenzeit.“ die beiden rauchten an jenem abend nicht wenig und gelangten zu der übereinstimmenden auffassung, dass trotz allem etwas gegen die bekloppten nazis unternommen werden müsste. zum glück war vollmond, so dass sie unversehrt nach wunsiedel zurückfanden. lüds konnte beim riesen auf der couch pennen, die im gesamten eine fläche von knapp 30 qm einnahm. anderntags sprachen die beiden im büro des bürgermeisters vor.

„aber meine herren.“ empfing sie dieser herzlich. „natürlich wird wunsiedel etwas gegen diese bagage unternehmen. ich werde noch heute sämtliche einwohner meiner gemeinde versammeln und darüber beratschlagen, wie wir in dieser angelegenheit vorgehen sollten.“ „schaffen sie gut bezahlte und abwechslungsreiche arbeit für ihre bürger! am besten im

dienstleistungsgewerbe. sie wissen doch am besten, was bayern nötig hat.“ konstatierte der riese. der bürgermeister war ein verständiger mann und schlug vor, die gemeinde von nun an besser zu vermarkten. die wohlhabenden mussten für arbeit sorgen, jean paul sollte wieder in seinem sinne verstanden werden und alle aufrechten wollten von diesem tage an gemeinsam gegen rechts vorgehen. zwei tage später waren die nazis aus wunsiedel verschwunden. lüds und der riese schieden als freunde und unser kamerad kehrte nach bayreuth zurück. die staatliche überlebenshilfe musste beantragt werden und fiel hoch genug aus, damit er erneut quartier nehmen und über seine zukunft nachdenken konnte. so neigte sich denn diese erste wanderung dem ende zu. er konnte nicht ahnen, welchen abscheulichkeiten er auf seiner zweiten reise begegnen sollte. noch war er jung. noch war er überzeugt, eines tages seine liebe zu finden. nebenher schaufelte er für verschiedene ausgrabungsunternehmen, ohne sich vorerst wieder fest zu verdingen. dies erlaubte es ihm, zweimal die woche das freibad zu besuchen und sich in ruhe um die kifferei zu kümmern. nebenher las er sein erstes buch...

Die zweite Wanderung...

...beginnt ohne Vorrede. Was gäbe es auch viel zu berichten, außer dass unser Freund noch lange Zeit unendlich niedergeschlagen war. Offensichtlich hatte aber jenes erste Buch, zu dem er damals hin und wieder griff, doch einiges in seinem Inneren bewirkt. So sann er tagsüber darüber nach, was in solchen Fällen zu tun sei, während er des Nachts kaum oder nur wenig Schlaf fand. Dieser Mangel an Beschäftigung, gepaart mit dem Wunsch, die Fußballspielerin für immer zu vergessen, nährten in ihm allmählich den Wunsch, Bayreuth zu verlassen und nach dem Glück ganz anderswo zu suchen. Es stellte sich bloß die Frage:: Wo? Oder vielmehr stellte sich die Frage nicht nach einem Ort, wo dies zu finden sei. Es waren die passenden Umstände die er seinerzeit in Bayreuth nicht als gegeben empfand. Da war einerseits die Nähe zum Maulwurf, der nach wie vor seine Ausgrabungsgeschäfte nicht weit von dort betrieb, so dass es für ihn unmöglich einzuschätzen war, ob und inwiefern sich sein früherer Kompagnon auch schon in Bayreuth blind gestellt hatte. Fest stand, dass dies unmöglich ein Freund von ihm sein konnte. Wenn er auch seinerzeit am Ararat gerne mitgeholfen hatte, die Insassen dieses Schiffes zu befreien, so waren leider die negativen

Auswirkungen dessen, bereits deutlich zu bemerken. Dass die Ratte Einfluss auf seinen früheren Arbeitgeber gewonnen hatte, stand für ihn außer Zweifel. Und es gab ein weiteres, viel größeres Problem: Der Ratten gab es viele...

1. Eppendorf-Hameln

Schon damals stand es für unseren Kameraden fest, dass er sich würde tarnen müssen, wenn er sich jemals wieder aufrappeln wollte, um nach dem Glück zu suchen. So gewöhnte er sich an die Großschreibung. Schon dass er im ersten Teil alles vereinfachen wollte, hatte einiges an Misstrauen erregt. Der Riese war es, der ihm abriet, dergestalt die Gewohnheiten zu verletzen. Denn auch, wenn es sich bei der vorgestellten Ratte um ein ganz besonders scheußliches Exemplar handelte, konnte er nicht umhin, gerade dieser einen gewissen Grad an Intelligenz zu bescheinigen. Die Ratten, welchen er dann während seines weiteren Bayreuthaufenthaltes ansichtig wurde, waren zwar allesamt entschieden depperter als dieses Viecht, mit dem Lüds auf seiner ersten Wanderung jene zweifelhafte Bekanntschaft machen musste, nichtsdestotrotz waren sie genauso dreist. Und insbesondere gegen Dummheit ist nun einmal kein Kraut gewachsen. *Der Fänger im Roggen* wurde jedenfalls zur weiteren Lieblingslektüre unseres Kameraden. Lüds trank daher eine Zeit lang unmäßig. Er stellte sich vor, mit der Herausgabe eines ersten Buches auf einen Schlag reich und berühmt zu werden und überlegte, was er dann mit seiner ganzen freien Zeit anstellen würde. Ein Buch zu schreiben versäumte er indessen. So war es ihm zur damaligen Zeit unmöglich zu wissen, wie viel Freude diese Arbeit unter gewissen Umständen macht. Der typische *aposteriorifall*. Es hatte ihm niemand gesagt, dass man Bücher nicht bloß lesen, sondern auch selbst schreiben darf. Ansonsten hatte er eigentlich immer bloß gerne gerechnet. Wie viele Überstunden waren beispielsweise nötig, um sich ein eigenes Loch leisten zu können. Zumindest ein kleines. Mit Garten und einer Veranda vielleicht. Hauptsache ein großer Garten, dachte er. Einer mit Hängematten und bunten Primeln...

Das andere Buch, das er gelesen hatte, war ebenfalls ziemlich unterhaltsam. Da gab es einen der spielte und viele die ihm dabei zusahen. Das Spiel an sich war allerdings schwer zu begreifen. Es ähnelte einer Mischung aus Schach und Mundharmonikaspielen. Sein Schauplatz war die Trave. Irgendwo in Norddeutschland. Dort wollte er von nun an hin...

Die Scheiß Sauferei ging ihm jedenfalls nach einiger Zeit in Bayreuth und seiner Beschäftigung auf vereinzelt Kleinbaustellen ziemlich auf den Sack. Kohle musste her! Er hatte schließlich die ganze Zeit beim Maulwurf keinen Pfennig verdient und sein Fahrrad hatte er am Ende auch noch eingebüßt. Obendrein hatte er das Gefühl, dass er immer fetter werden würde, wenn diesem Zustand nicht schnellstmöglich Abhilfe zu schaffen war. Ein Problem blieb allerdings; dass er nämlich sich nicht mit diesen bekloppten Ratten einlassen wollte, die ihm so hin und wieder in dieser Zeit über den Weg liefen. Nicht einmal die Spiele des FC Bayreuth mochte er mehr besuchen, weil dort schon wieder andauernd Zitate aus dem Walkürenritt nachgepfiffen wurden. Die Schiedsrichter waren ohnehin Scheiße. Sein Bier holte er damals beim Kafkahändler um die Ecke. Hauptsache er würde nicht so werden wie die meisten. So richtig systemgefickt! Unser Freund begann zu stehlen. Bei jeder neuen Lieferung von Trainspotting Romanen klappte er die Hälfte der angekommenen Taschenbücher und finanzierte sich auf diesem Wege eine Zugfahrkarte nach Maulbronn. Dort wollte er beichten, dass er sich diese Ratte eigentlich zum Teufel wünschte und dann ließe sich möglicherweise von dort aus auch noch ganz anders durchschlagen. Hinkommen war zunächst die Devise. Zumindest erst einmal bis an die Trave. Wo sich vielleicht ganz neue Gesichtspunkte ergäben...

Unser Freund war jedenfalls nicht schwul. Er hatte einmal im Leben erfahren, dass es Frauen geben musste, um die es sich zu kämpfen lohnt. Das Wie war fortan bloß die Frage. Und da er natürlich auch nicht ganz so blöd war, wie er meistens tat, bemerkte er den Umständen zum Trotz einigermaßen rasch, dass das Glück bei den Weibern mit dem persönlichen Erfolg einhergeht. Allerdings stellte sich das Geldverdienen als wesentlich problematischer heraus, als er zunächst gedacht hatte. Mit der Hehlerei von Taschenbüchern war zu dieser Zeit auch schon kein Blumentopf mehr zu gewinnen. Der Schaufelei war er sowieso ganz und gar überdrüssig geworden, nachdem er erst errechnet hatte, dass es auf diesem Wege wahrscheinlich nie für ein eigenes Loch reichen würde. Also war guter Rat nicht billig. Lüds versteifte sich von da an nicht mehr darauf, bloß billige Taschenbücher unters Volk zu bringen, sondern klappte bei der nächsten Gelegenheit gleich noch eine illuminierte I Ging Sonderausgabe. Dieses wertvolle Exemplar behielt er freilich für sich selbst, so dass er schon nach wenigen Wochen die Schafgarbenstengel zu werfen und die

entsprechenden Orakel auszulegen vermochte. Es war daher nur eine Frage der Zeit bis er sich schließlich mit seiner wichtigsten Frage an das Orakel heranwagte: Wo finde ich mein Glück? Das Orakel gab folgende Antwort:

*Im See ist kein Wasser: das Bild der Erschöpfung.
So setzt der Edle sein Leben daran,
um seinem Willen zu folgen.*

*Die Bedrängnis. Gelingen. Beharrlichkeit.
Der große Mann wirkt Heil. Kein Makel.
Wenn man etwas zu sagen hat, wird es nicht geglaubt.*

Was aber hatte das nun wieder zu bedeuten? Immerhin hatte es unser Freund innerhalb eines dreiviertel Jahres geschafft, endlich die Zugfahrkarte nach Maulbronn klarzumachen. Er zögerte auch nicht, sich in den nächsten Sechsuhrabendzug zu setzen und schnellstmöglich dorthin zu verschwinden. Von Bayreuth bis Maulbrunn musste er auch bloß acht Mal umsteigen. Während der Fahrt staunte er über die Größe und Breite der schwäbischen Autobahnen und genoss den Ausblick über weite Strecken des Landes, der bloß von vereinzelt Bäumen getrübt wurde, die nicht der modernen Infrastruktur zum Opfer gefallen waren. Maulbronn selbst war gut erhalten, so dass er sich gleich nach seiner Ankunft in einem Brief bei der schwäbischen Kulturstiftung bedankte und sich anbot, den Internetauftritt derselben mit einer kurzweiligen Anekdote zu bereichern. Lüds' Beichtnonne, mit der sich für den Abend verabredet hatte, zürnte mit ihm nicht bloß wegen des Apostrophs dass er sich seit geraumer Zeit im Notfall bei seiner Namensnennung gab. Seine Sünden ansich waren lässlich, dennoch kam er um zahlreiche Rosenkränze nicht umhin, insbesondere wegen der Sache mit den Ratten. Er sah dies freilich zunächst ein und soll in diesen Tagen sogar manches Mal gebetet haben, wengleich hierüber immer Verschwiegenheit verwahrt wurde, wie leider auch über den gesamten Tagesablauf unseres Freundes während dieser Tage wenig oder nichts bekannt wurde.

Eines stillen Morgens des Jahres anno dazumal reiste er jedenfalls ganz unvermittelt ab. Wahrscheinlich wird er sich die Fahrkarte erbettelt haben, mit der er den nächsten Bus zur

B 293 nahm, von wo aus er dann Richtung Norden trampete. Leider war dies damals schon einigermaßen aus der Mode, so dass er bereits in Eppingen das erste Mal übernachten musste. Ein Zimmer konnte er sich nicht leisten und sah bei schönem Wetter gleichsam davon ab, in eine Gartenlaube einzubrechen. Besser gesagt musste er dies gar nicht, da ihm ausgerechnet in Eppingen ein alter Bekannter über den Weg lief. Der Junge Werther litt damals ganz an etwas Neuem. Man erinnerte sich seiner. „Mensch Alder!“ begrüßten sich die Beiden. „Dass jetzt doch ein Mensch in deiner neuen Geschichte auftaucht?“ Beide sprachen diesen Satz überraschenderweise ganz genau gleichzeitig aus, so dass unmöglich zuzuordnen ist, wem die letzte wörtliche Rede in den Mund gelegt werden muss. Dann aber setzte zunächst der junge Werther die Unterhaltung fort: „Wem man nicht alles bei seinen Wanderungen über den Weg läuft! Ich war gerade in Plenzdorf und wollte mich erschießen. Nie taucht jemand in meinem Gartenhäuschen auf. Das Elektrische müsste unbedingt einmal neu gemacht werden, aber das ist mir zu gefährlich.“ „Aber sich zu erschießen ist dir nicht zu gefährlich!“ zweifelte Lüds am Verstand des Kollegen. Dieser gab alles sofort zu: „Ich dachte eben, sich zu erschießen macht größeren Effekt. Bei Strom sieht am Ende alles wie ein Unfall aus und erregt keinerlei Fragen nach dem Warum. Aber wie kommt es eigentlich, dass wir uns ausgerechnet hier in Eppingen begegnen?“ Unser Kamerad erzählte daraufhin zur Aufmunterung seines Kollegen diese ziemlich mysteriöse Geschichte, wie sie dem geneigten Leser nunmehr vorliegt. Außer dass er noch hinzufügte, dass er sich die Maulbronner Beichtnonne erst hatte einfallen lassen, nachdem er von seinem früheren Starzen verlassen worden war, weil dieser mit der Herstellung von Dostojewskis Seelenheil bereits genügend Schwierigkeiten hatte. Nichtsdestotrotz lud ihn der junge Werther ein, ein paar Tage bei ihm zu verbringen. Die Stachelbeeren waren inzwischen reif und mussten in nächster Zeit geerntet werden, weshalb der Besuch seines Kollegen durchaus willkommen war. Die Einladung zu Rostbratwurst und Lagerbier nahm er seinerzeit dankbar an, wusste er doch zu diesem Zeitpunkt nicht, wovon er auf seiner Reise eigentlich leben sollte.

Die Trave liegt an der Nordsee! Dessen vergewisserte er sich bei seinem Aufenthalt in Eppingen, nachdem er dem jungen Werther seine Zukunftspläne auseinander gesetzt hatte. Eigentlich wollte unser Freund auch trampeln, hörte aber dennoch geduldig die Ermahnungen seines alten Bekannten an, der ihn eindringlich vor den Gefahren warnte,

welche diese Form des Reisens mit sich bringt. Es gab einfach zu viele Bekloppte. Aber Lüds war schließlich kein junges Mädchen und obendrein nie Sitzpinkler. Deswegen ließ er sich natürlich nicht von seinem Vorhaben abbringen, auch wenn sich der junge Werther anbot, das Bahn Ticket zu spendieren. Unser Kamerad hatte genügend Zeit und schließlich gab es neben der Gefahr, die solchen Unternehmungen innewohnt, natürlich auch die Möglichkeit, noch weitere Menschen kennen zu lernen, über die man sich Geschichten erzählt, wie die von jenem sagenhaften Morgenland. Er und der junge Werther trieben in diesen Wochen nicht wenig Schabernack. Beim Einkochen der Stachelbeeren pfiff Werther immer Zitate aus seinen Lieblingssymphonien und unser Freund musste erraten um welche es sich jeweils handelte. Er lag zwar mit seinen Ansichten regelmäßig falsch, ließ es sich aber nicht nehmen, anhand der unterschiedlichsten Hirngespinnste nachzuweisen, dass das Stück ebenso aus der Feder eines ganz anderen Komponisten hätte stammen können. Dann rezitierte er oft Stellen aus dem fernöstlichen Diwan und applaudierte unserem Werther, als dieser das Räuberlied aus dem gleichnamigen Schillerdrama sang. So vergingen die Tage auf das Heiterste. Nach den Stachelbeeren wurden auch Erd, Him und Preiselbeeren in loser Folge eingeweckt, ehe Lüds dann zu Beginn des Herbstes daran erinnert werden musste, dass er am besten noch vor Wintereinbruch Richtung Trave aufbrechen müsse, wenn er es nicht abermals versäumen wollte, jenes Spiel aus der Nähe zu beobachten, welches laut den Ereignissen dieses spannenden Buches dort jährlich zur Adventszeit aufgeführt wurde. Der junge Werther ließ sich jedenfalls nicht lumpen und stattete ihn für seine Hilfe bei der Beerenernte und den anschließenden Konservierungsarbeiten (unser Freund hatte sogar noch einige ausgefallene Marmeladen und Geleerezepte parat), mit einem ansehnlichen Reiseproviant aus, ermahnte ihn noch einige Male wegen den Gefahren der Tramperei und schenkte ihm einen ganzen Silbertaler, der ihm fortan allerdings sehr wenig Glück zu bringen schien.

Schon anderntags fand er sich an der nächsten Autobahn. Wieder staunte er nicht schlecht über deren immense Breite und Modernität. Beim Bau von Autobahnen waren die Deutschen offensichtlich spitze. Dennoch fragte er sich, weshalb ihn einfach kein Auto mitnehmen wollte. Vom Reiseproviant gut und gerne ein Drittel abzugeben wäre ihm nicht schwer gefallen. Was ihm aber wirklich schwer fiel war zu glauben, was er an dieser Autobahn in aller Deutlichkeit mit ansehen musste. Auf der Rückbank beinahe jeden

Wagens, welcher auf der A^x an ihm vorbeidonnerte, hockte schon wieder so eine Ratte und schien feist zu grinsen. Diese schmierigen Viechter, dachte er bei sich, was werden sie bloß diesen ganzen Autofahrern erzählen. Besonders beliebt schien bei diesen die Wackelratte zu sein, da die Wackelratte so unschuldig daherkam und immer bloß wackeln musste, wenn die Besitzer der Wagen bloß möglichst niveaulos unterhalten sein wollten. Ganz groß war die Wackelratte im Nachahmen der verschiedensten Zeitgenossen, wobei jene nur blöd genug dabei wegkommen mussten. Aber das kannte unser Kamerad bereits vom Kollegen des Maulwurfs. Sein ehemaliger Kumpan konnte sich schließlich ebenfalls, wie viele der Autofahrer eben auch, darüber köstlich amüsieren. Mal wackelte die Ratte wie ein Prominenter Zeitgenosse, andere Male einfach wie ein alter Nachbar oder Bekannter. Manchmal wackelte sie auch wie der Heckscheibenköter eines durchschnittlichen deutschen Mittelklassewagens. Wer damit blöd gemacht werden konnte, dem wurde nachgewackelt. Das Ganze hatte offensichtlich System. Irgendwie schienen sämtliche Ratten eine höhere Ausbildung im Nachwackeln absolviert zu haben. Jedenfalls gelang es ihnen, viele unserer Zeitgenossen damit für sich zu vereinnahmen. Was sie mit ihrer Wackelei bezweckten, blieb unserem Freund allerdings vorerst ein Rätsel.

Fest steht, dass er nur ganz allmählich vorwärts kam. Aufgrund der ersten Herbststürme hatte er es sich zunächst zwei Tage unter einer riesigen Betonbrücke gemütlich gemacht, wobei sich der Schlafsack, den ihm der junge Werther beim Abschied noch einpackte, als außerordentlich nützlich erwies. Eine bunt bestickte Bommelmütze hatte er sich in den letzten Tagen vor der Trennung noch schnell selbst gestrickt, so dass sich der Zukunft einigermaßen gelassen entgegensehen ließ. Aus welchen dunklen Kanälen die Ratten allerdings gekrochen sein mochten, die ihm jetzt andauernd aus blank polierten Autos hämisch entgegen grinsten, blieb weiterhin ein Geheimnis. Zumindest die überaus vielspurigen Autobahnen schienen ihren Zweck zu erfüllen. Offenbar gelangte man dergestalt unglaublich schnell von einem Ort zum nächsten. Und damit natürlich auch eine Vielzahl von Informationen, an die unser Kamerad damals nicht einmal im Traum gedacht hatte. Was mochten sie bloß ausgeheckt haben, dass sie ihn beim Vorbeifahren immer von der Rückbank aus, so unglaublich unverschämt anglotzten? Unser Freund ließ es sich unterdessen einigermaßen gut gehen. Bei der reichlichen Menge an Dörrobst und Dauerwurst, die ihm der junge Werther auf seinen Bollerwagen geladen hatte, konnte die

nächste Zeit unmöglich etwas schief gehen. Der Silbertaler, eingenäht in seinen letzten Hemdsärmel, trug natürlich ein nicht Unwesentliches zu seiner damals gefühlten Sicherheit bei. Er versäumte es daher auch nicht, nach diesen ersten stürmischen Tagen, seine Füße selbst in die Hand zu nehmen und weiter gen Norden zu ziehen.

Vom Schwarzwald an die Trave ist es allerdings ein gutes Ende. Und auch, wenn Lüds zunächst einige Male „Scheiße verdammich“ gedacht hatte, als er die Butterbrotpapiere aufwickelte, die ihm Werther beim Abschied listig schmunzelnd noch unterjubelte, so wunderte ihn ab diesem Moment der Geschichte rein gar nichts mehr. Werther hatte anstatt der erhofften Käsesemmeln irgendwelche neumodischen Obstlerflaschen eingepackt. „Damit du auf der Hinfahrt nicht frierst!“ hatte ihm sein Kollege noch als Nachricht auf einem abgerissenen Zettel hinterlassen. Aber es war eben um diese Jahreszeit schon bedeutend kühler als im Hochsommer, so dass er am Ende froh war, wenn er sich wenigstens ab und zu die Hücke zusaufen konnte, obwohl er sich schon damals in besoffenem Zustand erbärmlich blöd vorkam. Jedes Mal, nachdem er in einem Straßengraben erwachte, schwor er bei sich, den Rest des Gesöffs im nächsten Dorf billig zu verscherbeln. Scheiße war allerdings, dass sich einfach niemand dazu bereit fand, den Fusel gegen Gras einzutauschen. Eigentlich hatte er es nirgends versäumt, dem eingetragenen örtlichen Grasdealer dieses Geschäft vorzuschlagen. Allein war niemand so blöd, sich darauf einzulassen. Lüds sprach natürlich bloß bei den eingetragenen Händlern vor. Alles andere wäre entschieden zu riskant und zeitaufwändig gewesen. Letzten Endes brachte er sämtlichen Fusel alleine durch. Wobei es in diesen Tagen auch merklich kälter wurde, und ihn mehr und mehr das Gefühl beschlich, dass zwischen Maulwurf, entsetzlich breiten Autobahnen, grinsenden Wackelratten auf den Rückbänken blankpolierter Automobile und dem Verschwinden von Fußballspielerinnen in einem Vereinsbus ein kausativer Kausalzusammenhang bestand. Seit seinem letzten Besuch im Bayreuther Schwimmbad war er keiner einzigen Frau mehr begegnet. Es sei denn die wenigen Vorbeifahrenden, und diese auch bloß auf den Rückbänken blankpolierter Autos. Meist mit dunkler Sonnenschutzfolie. Die Wackelratte war dort jedenfalls obligatorisch...

Endlich gelangte unser Held nach Hameln. Dort wohnte zum Glück noch immer sein Freund Bloom. Zumindest in seiner Phantasie. Dass es ausgerechnet Bloom war, an den er

sich zu diesem Zeitpunkt seiner Reise erinnerte, hatte schlicht folgende Bewandnis: Bloom war unmöglich in einen logischen Zusammenhang mit Hameln zu bringen! Auch gingen die Reserven auf dem Bollerwagen unseres Freundes merklich zur Neige. So konnte doch kein Mensch vernünftig wandern! Hameln lag immerhin weit nördlich des Schwarzwaldes, war unmöglich als Assoziation erkennbar und unser Freund wusste um das *Gerücht* mit Molly. Eine bessere Konstellation konnte es zu jener Zeit für ihn kaum geben. Molly war immerhin eine rassige Schönheit aus Gibraltar und für Hamelner Verhältnisse recht dunkelhäutig. Ihr Haar glich dem marmorner Schönheiten, die allerdings farblich stark zu derjenigen von Molly kontrastierten. Ihm war damals einfach alles zuviel geworden und er mochte nicht einmal mehr Vergleiche ziehen. Auf dem Weg nach Hameln hatte er zumindest hin und wieder versucht, eine Autobahnbrücke im Stil von Emil Nolde nachzuzeichnen. Ab und zu wollte er auch den Säuregehalt von altertümlichen Backsteinbauten bestimmen, war aber des Lackmuspapiers nicht fündig geworden, welches er in besseren Tagen gelegentlich auf Reisen mit sich führte. Nichts gelang in dieser Zeit. In Hameln würde er immerhin erfahren, ob Bloom noch mit seiner Molly zusammen war. Bloom musste übrigens damals, als unser Kamerad mit wandern begonnen hatte, für alle möglichen Einfälle herhalten, als es nach einer Schreibblockade nicht mehr vorwärts ging. Immerhin ließ sich von Bloom so gut wie alles behaupten. Sein Kollege war seinerzeit auch mehr als sieben Jahre unterwegs gewesen, bis er endlich auf seine spätere Frau getroffen war. Und dann hatte sie ihn auch noch hintergangen. Einen Grund dafür sollte unser Kamerad allerdings nie erfahren. Wie man ihm überhaupt nirgends ein Gerücht zutrug. Nicht einmal, als er noch hin und wieder Menschen begegnet war. Und auch im zweiten Teil sollte ihm dies fortan nicht mehr vergönnt sein, wie er im Folgenden erfahren musste.

Er kam also nach Hameln. Hameln war eigentlich eine schöne Stadt. Natürlich schnitzte unser Freund sein Pfeifchen, lernte eine kleine Melodie und setzte sich an einen trostlosen Tümpel, wo er die Ratten zählte, die selbst dort hin und wieder hinter Büschen und Sträuchern hervorlugten. Ob es nun Wackelratten waren oder Fuchsratten; er war damals viel zu niedergeschlagen, sich auch noch darüber Gedanken zu machen. Die Tochter des Hamelner Bürgermeisters hatte in einem großen Tageblatt annonciert, dass sie demjenigen versprochen sei, der die letzten Ratten irgendwie verjagen könnte. Wieso die Letzten in der Anzeige kursiv geschrieben war, blieb allerdings auch dort ein wohl gehütetes Geheimnis.

Kurzum. Auch in Hameln sprach Lüds beim Bürgermeister vor. Allerdings schien dieser hier weit weniger verständig. Die Brille, welche jener trug, wirkte zu aufgesetzt. Es roch in Hameln seinerzeit nicht gut. Die Bürgermeisterstochter erschien Lüds auf dem Zeitungsbild als ein hübsches Mädels von ungefähr Zwanzig, war aber in Wirklichkeit bereits in einen anderen Mann verliebt. Dies war allerdings weit weniger dramatisch als die Tatsache, dass der Bürgermeister „die letzten“ plötzlich im Singular verstanden haben wollte. „Die *letzte* Ratte“, so begann er, den Anzeigentext umständlich und fehl zu interpretieren. Die letzte Ratte sei eine ganz, ganz eigene Spezies. Käme sie, wenn überhaupt, in einer Mehrzahl vor, so höchstens vor dem Hintergrund arger Verstrickungen. Aber unser Kamerad blaffte ihn an. „Einzahl? Mehrzahl? Sie gehen mir auf den Sack mit ihrer Klugscheißerei. Verheiraten sie ihre Tochter doch an sonst wen! Was gehen mich die bekloppten Ratten an?“ Natürlich hatte er in diesem Punkt gelogen, aber dass der Bürgermeister plötzlich aus seiner Haut fuhr und sich als primitiver Alien zu erkennen gab, darf keineswegs verwundern, sollte es doch unserem Kameraden einfach nicht mehr vergönnt sein, auf irgendwelche Menschen zu treffen. Außerdem wollte er nicht schlecht über ihn reden. Er war schließlich kein waschechter Hamelner oder genauer gesagt erst wenige Zeilen lang im Ort, so dass er sich über diesen natürlich kein Urteil erlauben durfte. Auf Bloom angesprochen hatte der Alien und vorherige Bürgermeister natürlich auch bloß dämlich mit den Schultern gezuckt und war in seinen Niethosen davon gerannt...

„Scheißeverdammmich“ fluchte Lüds noch einige Zeit, während er durch die Hamelner Gassen irrte. Jetzt treffe ich in meinen Geschichten nicht einmal mehr auf Leopold Bloom. Es war aber auch wirklich ein Jammer! Er konnte oder durfte einfach niemandem begegnen. Entweder stellte sich dieser als Alien heraus, war in der Anonymität merkwürdiger Zeitungsannoncen verschwunden oder kam als Ratte zum Vorschein. Über Fuchsratten konnte er zu diesem Zeitpunkt auch nicht wirklich Negatives berichten, was sich aber vermutlich noch als großer Fehler herausstellen sollte. Dumm, wie er damals noch war, fragte er nämlich später eine solche abermals nach Bloom. Die Fuchsratte stellte sich natürlich blöd und ließ sich den Kollegen zunächst durch ihn beschreiben. Von dessen Frau wollte die Fuchsratte sowieso noch nie etwas gehört haben. Und unser Freund konnte Molly inzwischen durchaus recht detailliert beschreiben. Die Ratte fragte, ob es sich bei den Blooms um Menschen handle. Als unser Freund dies bejahte winkte sie ab. Dann ging sie

einfach ihres Wegs. Diesmal hatte unser Kamerad wirklich versucht, einigermaßen nett zu sein, weil er doch schließlich speziell über die Fuchsratte nichts wirklich Schlechtes sagen konnte. In Hameln jedenfalls wollte kein Glück auf ihn warten. Also wanderte er weiter. In Ermangelung eines Kompasses blieb ihm auch nichts übrig, als ein Schaufenster einzuschlagen, worin sich Atlanten befanden. Einem Menschen, welchen er nach dem Weg fragen konnte, begegnete er einfach nicht. Konnte er sich überwinden, zumindest gelegentlich eine Fuchsratte anzusprechen, wollte die natürlich immer von nichts wissen. Möglich, dass die Schaufenstersache auch in Raserei geschah. Kurz bevor Hameln endete, lag jedenfalls an einem Weg dieser Stein! Das Schaufensterglas splitterte enorm! Und unversehens fand sich unser Freund jetzt in Ruppin.

2. Ruppin- Trave

Jawoll. Er fand sich deshalb dort, weil Ruppin im Osten liegt und etwas weiter nördlich. Den Bollerwagen hatte er inzwischen abgebrannt. Selbst in Mecklenburg war mittlerweile Winter und auf den zugefrorenen Seen ließ sich gut Schlittschuh laufen. Dass er dort einen Bekannten hatte, liegt ausschließlich an der Form des zweiten Teils dieser Geschichte. Und außerdem war Fontys Vater Apotheker. Fonty hieß mit bürgerlichem Namen eigentlich Theodor und wusste sicherlich, wie unser Freund zur Trave kam. Scheiße bleibt jedoch weiterhin, dass er einfach niemandem begegnete. Dennoch brauchte er in diesen Tagen zum ersten Mal Arznei. Ein schrecklicher Husten hatte sich seiner bemächtigt. So traf es sich natürlich gut, dass Theodor in Ruppin wohnte. In Neuruppin natürlich. Lüds ging damals nur zu viel durch den Kopf. Vielleicht lag es ja auch an diesem Bollerwagen, dass nie ein Auto anhielt? Spätestens an der Trave musste er darüber Aufschluss finden. Sollte ihm bis dorthin noch immer kein Mensch über den Weg laufen, wollte er sich in ihr kaltes Wasser stürzen. Am Hauseingang der Theodors war folgendes zu Lesen: Urlaub und geschlossen! Da trat plötzlich ein stummer Cornet auf. Und alles war ein schlechter Traum. An einem Sonntag kam unser Freund dort an...

Neuruppin lag bereits in Trümmern! Überall aus den blühenden Landschaften ragten versiffte Abfallhaufen. Die Autobahnen indes waren groß und breit. Die Ratten taten überall recht freundlich und planten den Aufschwung. Lüds war entschlossen, dies alles einer Verlegerin zu berichten. Auf seine Frage, ob er nicht eine Geschichte darüber publizieren

könne, gab sie zunächst gar keine Auskunft. Wahrscheinlich wirkte er zu expressiv. Außerdem wusste er damals noch gar nicht recht, wie eine solche Geschichte zu beginnen war. Aber dann war da wie aus dem Nichts noch eine andere Frau...

Sie hieß Elfriede und kam aus Nirgendwo. Und sie sang ein so trauriges Lied. Und sie sang es über etliche Jahre lang. Sie sang vom Liebsten und von Vogelgesang. Sie sang weil ihr nichts anderes blieb. Elfriede verschwand als Klabautermann und Lüds blieb wie Bloom Vagabund, dass er sie später als Braut sich gewann, tut sich hoffentlich später uns kund...

Hexhex...

Weil es so natürlich nicht weitergehen konnte, musste unser Kamerad einen Plan ersinnen. Er musste ein Buch schreiben! Ein möglichst unterhaltsames Buch. Und dieses sollte auch von Elfriede handeln und nicht schon wieder von einer Fußballspielerin. Aber an dieses Thema musste er sich erst Heranschreiben. Was im Osten los war, stank zum Himmel. Die Theodors waren nach Hiddensee vertrieben worden, um die Vergabe von Städtenamen spielte man unter den Bauern Kuhbingo und auch sonst geschahen allerhand merkwürdige Dinge und Schweinerein. Selbst Schuhplatteln kam wieder in Mode und am Schwulenstammtisch philosophierte man über Nostradamus und das Jahr 2012. Es war einfach nur absurd, wovon unser Kamerad damals die ganze Zeit über nichts ahnte. Die Ratten wussten offensichtlich alles. Ihnen ging es gut. So hatten viele von ihnen die Ostfront überlebt, waren nach dem Rückzug der Franzosen aus Weimar hinterrücks über die Abrückenden hergefallen; ihren Wehrmachtssold ließen sie sich höflich als Langzeitgefreiter auszahlen und es hätte nicht verwundert, wenn sie sogar aus Geilheit auf den Pour le merite als Söldner durch Afrika geritten wären. Die Ratte war nicht bloß überall und immer, sondern bestimmt auch schon längst als Sonderbriefmarke erhältlich...

Soweit so schlecht. Unser Freund musste achtgeben, dass sich seine Geschichte nicht im nebulösen verlor. Aus eben jenem Grunde musste er sich korrigieren. Erstens dürfte jeder Bekloppte bemerkt haben, dass erst vor kurzem jemandem begegnet sein musste. Die Verlegerin ist damit allerdings nicht gemeint, zumal die sich bloß in der Anonymität befand! Elfriede aber, blieb zunächst ein schlechter Traum...

Sie hieß nicht Elfriede. Doch sie war plötzlich da. Elfriede; er hier zum ersten Mal sah.

Allerdings zunächst nur auf der Rückbank eines blankpolierten Wagens. Ihre Augen indes sprachen wortlos Bände. Im Ausdruck ihres Blickes spiegelte sich blankes Entsetzen. Und unser Kamerad verstand dies alles nicht. Am liebsten hätte er seinen Stil abrupt geändert. So aber wanderte er angewidert Richtung Norden. Es war bereits Dezember, als er das Kuhkaff F. erreichte. Ihn froh von allen Seiten. Und in Ermangelung eines Ausweges griff er zum letzten Mittel. Er überfiel das erstbeste Geschäft für Mal- und Bastlerbedarf! Mit Gewalt verschaffte er sich Eintritt! Was allerdings nicht nötig war, zumal ihn Menschen in diesem zweiten Teil nicht hindern konnten. Er erbeutete zwei Leinwände sowie allerlei Pinsel und Farben. Vornehmlich in Acryl! Immerhin hatte er sich unterwegs bereits darin versucht, einige Autobahnbrücken in ihrer Gigantomanie auf Butterbrotpapier zu bannen, was aber natürlich nirgends Abnehmer fand. Hier allerdings erinnerte er sich plötzlich an den grünen Heinrich und wollte sich in Anderem versuchen. Portraitalerei! Ein Motiv war schnell gefunden. Er versuchte den physiognomischen Unterschieden zwischen Wackel- und Fuchsratte deutlichere Konturen zu geben. Leicht war dies allerdings nicht. Die Fuchsratte war schwer zu fassen. Was unser Freund allerdings recht bald bemerkte, war das paarweise Auftreten beider Gattungsvertreter. Wo es eine Fuchsratte gab, war meist die Wackelratte auch nicht weit. Es kam sogar vor, dass ahnungslose Mitbürger von der Fuchsratte selbst nachgeäfft wurden. Dann allerdings stimmte die Wackelratte zuerst in das Gelächter ein. Lachte irgendwer nicht mit, war diese jedoch schnell dabei, jede Geschmacklosigkeit als harmlos genug abzuwiegeln. Jedenfalls markierte die Fuchsratte den Herrn im Ring. Die Wackelratte schien jedenfalls damit gut zu leben. Wenn sie sich bloß nicht allzu dumm vorkommen musste. Dumm blieben ausschließlich die Anderen. Gemeinsam sorgten sie dafür...

Unser Kamerad zeichnete lange, bevor erste Erfolge sichtbar wurden. Immer wieder radierte er Striche und Schattierungen seiner Grobentwürfe fort, um sie durch andere Aspekte zu ersetzen. Dass die Wackelratte die blödere der beiden Viechter war, stand dennoch unumwunden fest. Im Detail indes, ließen sie sich schlecht bezeichnen. Mal war ein Ohr der Wackelratte viel zu groß geraten, so dass sie unser Freund im Stil von Mondrian ersetzte.

Ein andermal hingegen schien die Fuchsratte selbst von Bob Ross fasziniert, so dass unweigerlich verstandesmäßig Zweifel in sich selbst erfand. Nicht dass er die Kunst, Geld zu verdienen, von vornherein geächtet hätte; allein dies wollte nicht genügen. Versuchsweise drückte er dann der Fuchsratte Narzissen in die Krallen, wollte dann allerdings jedem Missverständnis entgegentreten und variierte dieses Missgeschick durch Primeln. Primeln gingen ihm freilich leicht von der Hand. Dennoch wollten auch sie in ihrer Schönheit an Aussagekraft nichts missen. Da jedoch nirgends niemand da war, der ihm irgendwelche Hinweise geben konnte oder wollte, gelangen selbst jene Entwürfe mit der Zeit immer unschärfer. Von nun an war ein erstes Fachbuch nötig...

Malen und Zeichnen raubte er sich aus der nächsten Buchhandlung! Zu jener Zeit kotzte ihn einfach alles an. Dass solch Gewackel lange Zeit noch unentdeckt zu bleiben schien, war ohnehin schwer zu begreifen. Die Fuchsratte hielt sich zu diesem Zweck bedeckt. Selbst lyrisch kam man dem nicht bei. Das Netz, das beiden Charakteren eigentümlich war, lag undeutlich verborgen. Denn Schweigen hatten jene früh gelernt. So teilten sie den Schandfleck in zwei Hälften. Die eine wesentlich zu trüb um wahr zu sein, vom anderen gab kein Weib gern Bericht und schwieg sich auf den Rücksitzbänken blankpolierter Autos aus. Flüssigdroge? Liebeselixier! Wie lässt sich das im Nachhinein erfassen? Bis das Portrait bestach, trieb Lüds noch lange sinnlos Worte durch die Gassen...

Einige Jahre zurück

Unser Kamerad war jung und sehnte sich nach Frieden. Er war das aus dem häuslichen Umfeld so gewohnt. Maschinengewehre und dergleichen lehnte er ab. Die konnten immerhin auch die Falschen treffen. Man hört schließlich von solchen Dingen immer wieder! Schrotflinten hingegen, die immer die Richtigen treffen, befürwortete er durchaus. Sonntags vor dem Essen ging er deswegen regelmäßig an der Kirche vorbei. Nicht ohne deren Jugendstilarchitektur zu bewundern. Er interessierte sich überhaupt schon beizeiten für Fragen die es eigentlich nicht gab. Warum zum Beispiel indische Kühe nie Touristen fressen? Grund genug hätten sie dazu! Immerhin ließ sich die Frage auch ganz anders stellen. Warum macht Goa aggressiv? Er fand nie Gelegenheit, Ersteres den asiatischen Rindern anzuraten oder sich bei Psytrance-Musik harte Drogen einzuwerfen, sondern

mistete in seiner Lehrzeit Pferdeställe in Südamerika aus. Wie wir wissen, fand er dann vor seiner ersten Wanderung auch sofort eine solche Anstellung! Allerdings zahlte sich diese, sieht man einmal von seinem ersten Fahrrad ab, bis hierhin nur sehr wenig aus. Auch dass er in seiner Jugend als begabter Murnelsieber angesehen wurde, galt ab dem Eintritt ins Erwachsenenalter nur wenig. Insbesondere die Sieberei als Teamsportart, war für ihn ein Anreiz. Es ließen sich dabei leicht neue Bekanntschaften knüpfen, weil das Gesiebte von den gegnerischen Teamsieberinnen stets auf seinen Gehalt kontrolliert wurde, um vom Kontrahenten bei der Endauszählung keine falschen Perlen untergejubelt zu bekommen. Freilich ist klar, dass Lüds dabei viel nach den Weibern glotzte. Dennoch muss die Siebererelite seiner früheren Heimat bereits zu dieser Zeit missbilligend auf ihn geschaut haben, was sich leider sehr nachteilig auf sein späteres Leben auswirkte. Vermutlich kamen nach dem unglücklichen Verlust einer Siebpartie in Kaisereschingen erste Spekulationen darüber auf, dass er den Siebverein verlassen wolle. Bei der nächsten Niederlage seiner Mannschaft wurde er intern bezichtigt, nicht mit vollem Einsatz gesiebt zu haben. Als das Rennen um die Meisterschaft offiziell aufgegeben wurde, war er es dann, dem man die ganze Verantwortung zuschob. Dies alles, weil er sich zu Beginn der Saison dagegen ausgesprochen hatte, das neue interne Siebsystem einzuführen, welches die Manipulation der Siebwiese mit durchaus originellen aber dennoch unechten Perlen vorsah, deren Entdeckung dem Gegner viel von seiner eigenen Spielzeit wegnahm. Zum Ende der Saison wurde er vom Verein suspendiert und gab die Sieberei resigniert und enttäuscht für immer auf. Manipulierte Perlen waren nun einmal seine Sache nicht...

Mit 21 jedenfalls war das Ganze für ihn vergessen und er belegte einen Kochkurs für Anfänger. Dabei erzielte er im Möhren und Kohlrabischnitzen bereits nach wenigen Wochen außerordentliche Erfolge. Auch Schnitzel gelangen ihm bereits nach kurzer Zeit! Dass er aber eine Kartoffelsuppe in weniger als acht Minuten zuzubereiten wusste, war selbst für weitaus routiniertere Köche durchaus erstaunlich. Unser Kamerad lernte unter solch glücklichen Umständen auch eine gewisse Hilde aus Niedereggersdorf bei Schoffenwalde kennen und verliebte sich in sie. Naturgemäß war sie es, die ein Kind gebar. Was hier als nachträgliche Erläuterung dafür bezeichnet wird, dass er erst recht spät in die Welt aufbrach. Er war also lange Zeit an Heim und Herd gefesselt, bevor ihn unglückliche Umstände gewissermaßen zwangen, dieses Idyll zu verlassen. Die Ausbildung zum Stallknecht

erfolgte in den dreieinhalb darauf folgenden Jahren. Südamerika war wunderschön! Die Ureinwohner in den Anden nahmen ihn bereitwillig in die Lehre, da sie auf diesem Wege erstmals davon erfuhren, dass Ställe durchaus ihre Berechtigung haben, wenngleich die Viehherden auf den Hochebenen lange Zeit auch ohne Behausung ausgekommen waren. Lüds richtete in dieser Zeit eine tierärztliche Versorgungsstation ein, welche als Teilkomplex des ersten Pferdestalles der Andenindianer seither nützliche Dienste leistet. Die Fohlensterblichkeit konnte um 23 % reduziert werden und leichte Pferdekrankheiten oder Unfalltiere ließen sich fortan nach modernsten Heilmethoden behandeln, so dass ein Zuwachs der Herden natürlich nicht ausblieb. Unser Kamerad gründete eine LPG, schmiedete die Schilde und Säbel der Inkas zu Pflugscharen um und bestellte mit Freude das Land. Aber die landwirtschaftlichen Erfolge blieben lange Zeit aus, zumal sich der Andenboden als wenig fruchtbar erwies. Streitigkeiten mit Dorfbewohnern blieben daher leider ebenfalls nicht aus. Er wurde bezichtigt, den Bau des Pferdestalles bloß deswegen organisiert zu haben, um für seine Geschichte eine reguläre Ausbildung zu erfinden, die es vorher in den Anden noch gar nicht gab. Die Weiber von Tuxwangebulga waren mit dem Zuwachs der Herden merklich überfordert und stressten ihre Männer solange, bis diese nur noch mehr Koka kauten und offen über Sinn und Zweck der Stallknechtschule stritten. Wie immer in solchen Fällen wurde natürlich gleich die gesamte Institution in Frage gestellt. Außerdem sei durch den Herdenzuwachs in Zukunft mit erhöhtem Platzmangel zu rechnen, zumal die Dorfgrenze von Tuxwangebulga natürlich streng umrissen blieb. Zu dieser Zeit war allerdings erst die Hälfte seiner Lehrjahre vorbei und unser Kamerad mochte sich keinen vorzeitigen Abbruch seiner Ausbildung erlauben. Stallknecht ist immerhin etwas Solides! Er setzte sich daher immer wieder mit der Dorfgemeinschaft auseinander und erläuterte die Vorzüge der regulären Stallwirtschaft, wie die Optimierung der Verkehrswege und die Zentralisierung der Trinkwasserversorgung. Allein die Dorfbewohner schenkten seinen Worten wenig Glauben. Jahrhundertlang hatten die Ureinwohner Tuxwangebulgas ihre Pferde auf die Hochgebirgssteppe getrieben und sich einen Scheiß darum gekümmert, wem dieses Gebiet nun eigentlich gehörte. Im Grunde genommen fand das unser Freund auch einigermaßen in Ordnung, bezweckte aber mit der Stallwirtschaft eine kontinuierlichere Versorgung der Dorfbevölkerung zu erreichen. Das war den Indios aber offensichtlich vollkommen wurscht, wenn bloß der bekloppte Pferdestall nicht weiter die Umgegend verschandelte. Unser Kamerad stand erstmals vor den Trümmern seiner

Existenz! Wenn er sich recht besann, hatte er bei dem Versuch, die Stallknechtlehre in den Anden einzuführen, nichts als Unfrieden innerhalb der Dorfgemeinschaft des sagenhaften Tuxwangebulga gestiftet, wenngleich dies freilich nicht in seiner Absicht lag. Die Eingeborenen indes wünschten ihn zum Teufel. Sollte er sich doch sonstwo den Facharbeiterbrief besorgen. Er bewarb sich daher dringend im südschlesischen Kavallerieregiment „Kaiser Franz Gustav“ mit der Begründung einer tief durchdrungenen Leidenschaft für die gehobene Pferdepflege und konnte dort einen durchaus gelungenen Abschluss erzielen. Eine dreieinhalbjährige Ausbildung lag nun hinter ihm, und er fühlte sich in der Lage, für seine Familie sorgen zu können und kehrte nach Niedereggersdorf bei Schoffenwalde zurück, wo er jedoch die Schlütendorff-Berschtenfeldt in den Armen eines anderen Mannes antraf. Erfreut war er über diese Tatsache natürlich nicht, konnte sich allerdings auch nicht verhehlen, dass auch er selbst bereits bei seinem Weggang ein Erkalten der Gefühle bemerkt hatte und er im Grunde genommen ganz froh war, dieser Verpflichtung von nun an ledig zu sein. Die endgültige Trennung von seiner Tochter fiel ihm jedoch schwer und er begab sich nur widerwillig auf seine erste Reise...

Weiter zur Trave

Was er auf dieser zweiten Wanderung mit ansehen musste, war nicht leicht zu ertragen. Und wenn er auch die Wackelratte bereits damals verfluchte, konnte er nicht umhin, der Fuchsratte doch einiges an Geist einzuräumen. Viele Fuchsratten waren sehr bewandert in der modernsten Kommunikationstechnik und wussten die neumodische Autobahn, auf welcher ausschließlich ein enormer Datenverkehr zu beobachten war, durchaus gut zu nutzen. Lüds selbst begann damals die Vorteile der digitalen Datenverarbeitung schätzen zu lernen. Die unendliche Kopierbarkeit ohne jeglichen Qualitätsverlust! In Waren an der Müritz tauschte er deshalb seinen alten Kassettenrecorder gegen einen Ghetto Bluster von Sony ein und brannte sich jede Menge CD`s. Da er im Umfeld der Fuchsratte, aufgrund ihres halbwegs ausgebildeten Intellekts, während dieser Tage trotz allem das eine oder andere Weib vermutete, versuchte er eines dieser Viechter hin und wieder damit zu bestechen. Er teilte also fortan seinen *Geschmack* mit und hoffte auf diese Weise in Kontakt mit Gleichgesinnten zu treten. Es musste doch irgendwo ein Mensch zu finden sein?

Aber nein. Wohin sich unser Kamerad auch wendete; irgendeine Ratte hatte immer die Hände im Spiel. Ob er nun bei Punkhühnern, Hiphopochsen oder selbst dem gemeinen Bachlamm nachfragte, einen Weg zu den Menschen konnte oder mochte niemand weisen. Ging unser Freund nach links, versperrte ihm ein Kamel, Ochse oder wasauchimmer den Weg, ging er nach rechts, so war dieser bereits komplett verbaut. Von Neuruppin zur Trave musste er sich ohnehin links halten und erreichte zu Skt. Nikolaus des Jahres Anno dazumal Schwerin. Schwerin war eine schöne Stadt. Die Schlossinsel hatte man bereits längst als Museum gestaltet, welches vom Zerfall der Feudalgesellschaft seit dem Bauernkrieg berichtete. Unser Kamerad blieb lange Zeit der Einzige, der dies in gewisser Weise sogar etwas bedauerte. Trotz der Jahreszeit gab es in Schwerin noch frische Erdbeeren. Er überfiel einen fiktiven Straßenhändler und raubte ihm ungefähr zwei Pfund davon. Obstler hatte er zu dieser Zeit nicht mehr und wollte in Schwerin nicht auch noch verhungern. Jetzt, wo es nur noch knapp 50 Kilometer bis zur Trave waren. Sollte er es bis zum Jahresspiel noch schaffen, brauchte er aber zumindest noch eine gute Idee. Die Umgebung einer Stadt wie Schwerin schien ihm dafür geradezu wie geschaffen.

Wilhelm Gustloff hatte dort gelebt. War das nicht der, nach dem die bekloppten Nazis ein noch bekloppteres Kreuzfahrtschiff benannt hatten, auf dem man während des dritten Reiches erstmals den Massentourismus erprobte? Leider erinnerte in Schwerin noch immer vieles an diesen Mann. Was war er auch auf diese Drecksbande hereingefallen? Das was geschah, kann schließlich unmöglich jemand gewollt haben. Aus diesem Grund fälschte unser Freund in der mecklenburgischen Landeshauptstadt zum ersten Mal Geschichte. Aber wie, das war die Frage. Ordentliche Geschichtsfälschung hat die Besserung des Menschen durch den Menschen zum Ziel, schlussfolgerte er und radierte den Namen Gustloff aus seinem Gedächtnis. Dasselbe versuchte er gleich im Anschluss sogar mit Hitler höchstpersönlich, scheiterte aber an dessen gewaltigem Pferdefuß. Wieso kehren die Bekloppten immer wieder, fragte er sich zu jener Zeit, gestand sich aber sogleich ein, dass dies an der Erinnerung des Menschen an den *weißnichts* liegt und man eben im Allgemeinen dazu neigt, die alte Zeit generell als die bessere zu betrachten. Liegt sie nur weit genug zurück, wird deren Glorienschein beträchtlich! Egal wie dreckig sich das Beschienene bei genauem Hinsehen auch offenbart. Jedenfalls latschten schon wieder ein Haufen solcher Kloppis durch Meckpomm, weil nichts als Alternative taugte.

Nichtsdestotrotz riss Kamerad deren Wahlplakate ab und ersetzte sie durch Anna Amalia Scherenschnitte. Wie weit die Sozialdemokratie zu jenem Zeitpunkt der Geschichte bereits gesunken war, vermochte er damals allerdings nicht zu beurteilen. Ein schönes Bild gab sie jedenfalls nicht ab.

Am 9. Dezember besuchte er das magische Theater und klingelte bei Harry. „Du hast es doch auch vorausgesehen?“ wollte er ihn an diesem Tage fragen. Aber Harry antwortete nicht! Harry war nicht da! Harry wurde steckbrieflich gesucht! Der Inhalt des Steckbriefes lautete folgendermaßen:

Wanted: HARRY

Familienname: Haller

Alter: knappfuffzig

Geschlecht: unbekannt

Pseudonym: Hermine

Herausstechendes Charakteristikum: wölfisch

Letzte Arbeitsstelle: Verlag Fischermann & Söhne

Vermutlicher Aufenthaltsort: Schwerin

Augenfarbe: stockdunkel

Haarfarbe: mittlerweile grau

Sonstiges: trägt Brille

Anklage: Im Hohen Rat durch einige unsittliche Passagen im Steppenwolf Gelächter erregt zu haben und nebenher nicht von der Suche nach einer gewissen Ausländer abzulassen.

Aha; dachte unser Kamerad. Auch Harry sucht noch immer! Immer noch hetzt man gegen ihn auf! Und dabei war Harry gar nicht so, wie man über ihn redete. Harry verführte keine jungen Mädchen und nahm auch kein Morphium. Harry war eigentlich ein grundständiger Kerl! Aber Harry hatte Kastalien gegründet, und genau das war es, was man ihm eigentlich zum Vorwurf machte. Kastalien nämlich galt im Land als Heimstatt des Schmarotzertums. Vorzugsweise im Osten! Das Kastalien hervorragende Wissenschaftler, Philosophen und

Glasperlenspieler hervorgebracht hatte, wurde allgemein bezweifelt. Die kastalischen Philosophen zeichneten sich naturgemäß durch ihr Schweigen aus, was natürlich die These des Schmarotzertums allgemein zu beweisen schien. Die Wissenschaftler erfanden nichts und das Glasperlenspiel steckte noch in den Kinderschuhen. Man feilte zu dieser Zeit an einer neuen Technik. Die Assoziationsverknüpfungsmaschine war noch nicht erfunden; man wähnte sich aber in Kastalien bereits auf dem Durchbruch. Manche, wie der Spielmeister, zelebrierten es als tonale Schachpartie, während andernorts vielleicht mit der Orgel über die Botanik improvisiert oder schopenhauersche Weisheiten geflötet wurden. In jedem Falle spielte die Musik eine tragende Rolle. Zeige mir deine Musik und ich verrate dir, wer du bist! Leider täuschte sich unser Freund gerade in diesem Punkt nur allzu sehr! Eines Tages nämlich, bot ihm eine aalglatte Fuchsratte ein riesiges Repertoire durchweg gängiger Elektromugge an; unter der einzigen Bedingung: Ihr ein guter Freund zu sein!

Unser Kamerad freute sich riesig. Eine Fuchsratte, die solche Musik hörte, konnte eigentlich nicht ganz so, wie die *gemeinen* Ratten sein. Außerdem hatte sie immer Gras am Start. Und da er nun einmal noch eine gute Idee bis an die Trave brauchte, war er natürlich zunächst recht dankbar, dass sie sich anbot, für ihn recht günstig welches zu besorgen. Immerhin schrieb man bereits den elften Dezember und das Jahresspiel hatte sicherlich längst begonnen. Unser Freund rauchte deswegen eifrig! Er wusste, dass Ehrgeiz nicht der rechte Wegweiser sei. Dann schon vielmehr Gelassenheit. Und vor allem Geduld. An genügend Eigensinn mangelte es ihm nicht! Jetzt galt es bloß noch, seine Tapferkeit unter Beweis zu stellen. Er ging daher geradewegs zum Schloss. Das Museum war noch geöffnet. Er fand auch einen geharnischten Ritter, der an jenem Mittwoch nachstehendes zu ihm sprach: „Folge Dir selbst, dann wirst du dein Glück finden!“ „An der Trave?“ fragte unser Freund. „Das kann und will ich dir nicht verraten. Ein Besuch an der Trave wird dir jedenfalls nicht zum Nachteil gereichen.“ Auch der Ritter zuckte anschließend bloß mit den Schultern. „Was weiß ich, wo du dein Glück findest? Im Moment kommst du einfach immer zu spät. Zu meiner Zeit wollten wir Jerusalem deswegen erobern und konnten das Glück nicht finden. Es geht oft arg verworrene Wege.“ Lüds erkundigte sich, ob und wie der Ritter dann trotzdem sein Glück noch gefunden habe. „Als ich nach Jahren wieder zu Hause ankam, wo mich meine Frau mit Freudentränen im Gesicht begrüßte, wusste ich ganz leicht wie man es findet. Sie hatte die ganze Zeit über auf mich gewartet.“ Unser Kamerad war ungeheuer

froh, diese Botschaft zu vernehmen. Ein Museumsbesuch, der sich wirklich gelohnt hatte...

Wie aber kam er nun eigentlich erst einmal zur Trave? Wenn er immer zu spät kam, musste er sich beeilen! Zunächst strickte er sich einen Schal. Die Wolle raubte er bei einem Trödler, den es aber in Wirklichkeit gar nicht gab. Mittlerweile war es schießekalt. Vom Steckbrief des gesuchten Harry, war auch er selbst betroffen. Immerhin galt er seit Jahren als Harry-Sympathisant. Sollte sich das etwa sogar bis nach Meckpomm herumgesprochen haben, so dass er deswegen keiner Menschenseele begegnete? Überall ging man ihm aus dem Weg. Sogar als er den Plan erfand, einen generellen Abrüstungsvorschlag einfach selbst zu ratifizieren, stieß er auf eine kalte Mauer. Oder stieß er gegen ein unsichtbares Netz? Eine wirklich gute Idee fand er auf diesem Wege allerdings nicht. Zwar reichte er ein Patent zur Regulierung der Frischluftzufuhr in Gewerberäumen ein, wurde jedoch von einer unmenschlichen Sachbearbeiterin zurück gewiesen. Innerhalb weniger Tage durchforstete er daher den Paragraphenschungel, nur um am Ende festzustellen, dass sich dadurch nichts, aber auch gar nichts änderte. Er beschloss daher für sich selbst einfach ein neues Grundgesetz, welches sich sogar die Anwendung der Todesstrafe vorenthielt, dafür aber auch mit einer Generalamnestie vorbereitet werden sollte. Es beinhaltete lediglich drei Paragraphen. Paragraph drei wurde absichtlich in einer toten Sprache verfasst:

§ 1: Du darfst eigentlich alles!

§ 2: Was du nicht darfst, steht bereits lange geschrieben!

§ 3: Cave!

Unser Kamerad legte das Dokument auch der Fuchsratte vor! Diese betrachtete es auffallend wohlwollend. Dass es allerdings die gute Idee war, nach der unser Kamerad gesucht hatte, bezweifelte sie energisch. Auch, keine Eigenschaften zu besitzen, verleugnete die Fuchsratte strikt! Sie hieß übrigens Ullrich und befürwortete die Heirat von Geschwistern! Unser Kamerad ließ dies als Meinung jedoch zumindest vorerst gelten. Wenigstens hatte die Fuchsratte eine Meinung, was sich von der Wackelratte nicht so ohne Weiteres sagen ließ. Selbst Kastalien fand in der Fuchsratte einen Fürsprecher, so dass unser Kamerad unmöglich Schlechtes ahnen konnte. Was er zu jener Zeit allerdings nicht verstand, war die Tatsache, dass die Fuchsratte trotz allem nicht von der Wackelratte abließ;

mochte diese auch noch so bescheuert sein. Dass sie hinter dem Rücken unseres Kameraden mit dessen Meinungen hausieren ging, störte ihn am Anfang wenig. Immerhin schien wenigstens die Fuchsratte zu verstehen, dass eine Gelehrtenrepublik zwar zu wünschen sei, dass aber bloß deren ewige Idee auf Dauer von Bestand sein kann. Bei der Wackelratte hingegen, gab er sich mit seinen Erklärungsversuchen nur wenig Illusionen hin. Einem dermaßen depperten Vieh konnte man unmöglich begreiflich machen, was es mit Ideen und deren Schattenbildern eigentlich auf sich hat. Dies leuchtete unserem Kameraden einigermaßen rasch ein, so dass er fortan nicht mehr die geringste Anstrengung darauf verwendete. Da auch sein neues Grundgesetz die Wackelratte nicht im Geringsten beunruhigte, hielt er die Wackelei anfangs für einigermaßen harmlos. Gelegentlich hätte er sie sogar bedauert, da sie offenbar rein gar nichts verstand oder gar etwas zu Wege brachte. Bloß diese ewige Nachwackelei ging ihm bereits nach kürzester Zeit dermaßen auf den Sack, dass er versuchte der Wackelratte möglichst aus dem Weg zu gehen. Zur Fuchsratte jedoch, fasste er in diesen Tagen bedauerlicherweise soviel Vertrauen, dass er sie in sein Vorhaben einweihte, bis spätestens zum Ende des Jahrespieles die Trave erreichen zu wollen. Zu seiner Überraschung redete ihm die Fuchsratte in dieser Angelegenheit sogar noch gut zu und bot sich an, die günstigste Route mit Hilfe ihrer reichlich vorhandenen und sich auf dem neuesten Stand befindlichen Informations- und Kommunikationstechnik zu berechnen. In derlei Dingen kannte sie sich aus! Selbst mitzukommen; dazu ließ sie sich allerdings nicht überreden...

Am 18. Dezember brach unser Kamerad dann auf. Und je weiter westlich er sich hielt, desto weniger Widerstände traten ihm fortan in den Weg. Es musste ihm gelingen, den Spielleiter vor dessen überraschendem Tod, möglichst noch in seiner Heimatstadt Lübeck, ausfindig zu machen. Zum Einen handelte es sich bei diesem um einen echten Menschen, zum Anderen wusste vielleicht gerade er Bescheid. Warum nur stank es im Osten bis zum Himmel? Warum nur durfte unser Kamerad niemandem begegnen?

Von Gadebusch nach Ratzeburg drehte sich allmählich der Wind! Bei eiskalt trockener Witterung fand er den Elbe-Lübeck-Kanal bereits zugefroren, so dass das Entern eines Bootes unzweckmäßig war. Er schürzte die Lippen und pffte sich ein Lied, als es fortan die letzten paar Kilometer, bloß noch in Richtung Norden ging. Das Schlittschuhfahren war

unser Kamerad gewohnt. Die Kufen waren nagelneu und blitzten, als er sich ein Exemplar bei Schuhsporn Reinke stahl. Dass er bei dieser Gelegenheit gleich Fäustlinge und einen Anorak entwendete, war der klirrenden Kälte geschuldet, die zu dieser Jahreszeit allerdings nicht überraschend kam. Er hatte es über all die Jahre leider versäumt, in dieser Hinsicht Vorsorge zu treffen. Der Zweck aber heiligte in diesem Fall die Mittel. Es war bereits der 21. Dezember! Schon nach drei Tagen fand er sein eigenes Gewissen wieder. Schuhsporn Reinke würde diesen Verlust mit Sicherheit verschmerzen! Jedenfalls musste er fortan nicht frieren. Mit Anorak, Fäustlingen, einem dicken Schal und Mütze glitt er also nun auf blanken Kufen dahin. Am folgenden Tag erreichte er bereits zur Mittagsstunde die Hansestadt, wo er auf dem Weihnachtsmarkt das berühmte Marzipan verkostete. Begegnungen mit Menschen fanden allerdings auch dort nicht statt. Er hätte es sonst freilich nicht versäumt, sich nach dem genauen Ort zu erkundigen. Wo mochte das Spiel bloß stattfinden? War der Name des Spielmeisters in seiner Geburtsstadt überhaupt noch bekannt? Um sich darüber Klarheit zu verschaffen blieb unserem Freund zu dieser Stunde keine Wahl! Schleunigst überfiel er die erstbeste Buchhandlung und bemächtigte sich eines Exemplars der Buddenbrooks. Irgendwelche Anhaltspunkte mussten doch schließlich zu finden sein!

Dass die Buddenbrooks eine angesehene Kaufmannsfamilie waren, wusste er bereits vom Hörensagen. Spannend für ihn war es dennoch zu erfahren, *wie* diese Dynastie einst zugrunde ging. Bezeichnenderweise hatte alles damit angefangen, dass man sich mit den falschen Leuten einließ. Erst fiel man innerhalb der Familie auf Hochstapler, Heiratsschwindler und bayerische Biedermänner herein, weil man sich durch die Übernahme öffentlicher Ämter angreifbar gemacht hatte. Warum hatte Thomas Buddenbrook auch noch den Senatorenposten übernehmen müssen, bloß um am Ende die Geschäfte einer Generation zu überlassen, deren Kaufmannsehre vor keinen noch so krummen Geschäften zurückschreckte und die mittlerweile mit siebenstelligen Gehältern ganze Banken ruinierten, während im gesamten Land die Massen verarmten. Versicherungen machten pleite und ließen ihre Kunden mit tröstenden Worten zurück, worin allgemein bedauert wurde, dass die monatlichen Raten nun doch nicht zu einer verzinnten Rückzahlung gelangten und überhaupt erst gerichtlich erstritten werden müssten. Das hinwiederum freute natürlich die Anwälte, die zwar nichts erreichen aber zumindest saftige

Honorare von den Betroffenen kassieren konnten. Gelegentlich traten dann Bank und Versicherungsvorstände mit außerordentlichen Abfindungen zurück und tauchten dann als Manager von Aktienunternehmen oder Automobilkonzernen wieder auf, wo sie ihr ruinöses Geschäft so lange betrieben, bis auch dort erste Verfallserscheinungen deutlich wurden. Ihre Beurteilungen waren dabei immer so gut, dass man sie bloß mit einer noch besseren wieder loswerden konnte! Aber dergestalt wurde man sie auch nicht wirklich los, so dass am Ende die Politik einspringen musste und die Steuergelder von ehrbaren Bürgern großzügig in die Aufrechterhaltung solcher Zustände investierte. Bank und Konzernchefs tauchten unter und kauften von den achtstelligen Abfindungsprämien ihren Gattinnen teure Taschen und Mäntel, damit diese darüber schwiegen, in welchen Rotlichtbezirken sie ihr Big Business betrieben...

Bei all dem wehte nun noch der zusätzliche Gestank aus dem Osten herüber! Anhand solcher Zustände konnten sich die Ratten natürlich leicht rechtfertigen und schoben sämtliche Verantwortung auf die große Politik, welche sie zunächst bloß kommunal betrieben. Dort verteilten allerdings viele von ihnen inzwischen großzügig Fördergelder, mit denen unrentable Betriebe am Leben erhalten und großzügige Tourismusprojekte in Angriff genommen wurden. Schlagworte wie Synergieeffekt oder Solidargemeinschaft machten die Runde, erwiesen sich allerdings als komplett sinnentleert. Und eben auch der Fuchsratte, welche unser Kamerad inzwischen meinte zu kennen, schien dies nicht entgangen zu sein. Jedenfalls tat sie so, als sei sie von dem ganzen Gestank genauso angewidert wie unser Kamerad. Und das, obwohl es ihr doch eigentlich wirklich recht gut ging...

Am 23. Dezember befand Lüds sein physiognomischen Gemälde der beiden Rattenarten jedenfalls als genügend und verschleuderte das Portrait zum Sonderpreis. Durch die Erzählung der Buddenbrooks gelangte er direkt vor deren Haus. Dort stand allerdings bloß noch ein *Turm* aus grauer Vorzeit. Darin waren jedoch alle Schätze aus dem Buddenbrookhaus sorgfältig aufbewahrt. Lüds zögerte nicht lange und griff einfach zu! Noch wusste er nicht, dass er von der Fuchsratte dabei beobachtet wurde. Die Vielzahl der Schätze allerdings, die es fortan zu entdecken galt, war unermesslich. Wenigstens gab es den Turm! Wer hatte ihn so gut erhalten? Unser Kamerad vergaß beim Anblick dieser ganzen Pracht, sich in die Trave zu stürzen. Er griff im Affekt nach den wieder entdeckten *Seelen*

und fand zum Ende dieser Reise einen Manuskriptteil, welcher ihn bewog, sein Glück für kurze Zeit jenseits des Urals zu vermuten. Das Spiel war übrigens zu dieser Stunde bereits lange beendet und die Geschichte wurde ungeheuer doppelbödig. Seinen Silbertaler hinterlegte unser Freund für einen Teppich, der recht sicher flog und worauf er das hinterlassene Fragment studierte, welches ihm fortan als grobe Wegbeschreibung diente:

Intermezzo

Wanja

Wanja war neunzehn als sie einander das erste Mal sahen. Wanja hieß eigentlich gar nicht Wanja, aber das spielt in dieser Geschichte keine Rolle. Denn Wanja hatte, wie viele neunzehnjährige Mädchen zu jener Zeit, schon viel Schreckliches erleben müssen. Zuerst war ihr Großvater Mitja durch einen Blitzschlag an inneren Verbrennungen gestorben, als er sich gerade damit befleißigte, das Ziegeldach seines kleinen Gartenhäuschens zu erneuern. Der alte Blitzableiter hatte bei seiner Frau, Wanjas Großmutter Natjuscha, die Befürchtung hervorgerufen schadhaft zu sein, und so nicht mehr für Leib und Leben der Familie Idjukowitsch garantieren zu können. Als ihn der Blitz traf, war Mitja Idjukowitsch gerade 62 Jahre alt und hatte die Geburt unserer Wanja Lernomotowa nicht mehr miterlebt. Ihr Bruder Ilja Lernomotowitsch war ganze 15 Jahre älter als unsere Heldin, so dass er leider schon mit ansehen musste, wie Großvater Mitja zu Grabe getragen wurde. Ihre arme Mutter, die obendrein an einer schweren Krankheit litt, wurde früh von ihrem Mann verlassen. Übrigens bereits kurz nach der Geburt unserer Wanja, so dass sie schon beizeiten eine gewisse Selbständigkeit erlangen musste, zumal auch ihr Bruder sich mit der Krankheit der Mutter nicht zu überlasten gedachte und gleich nach Abschluss seiner Informatiklehre auszog. Aber unsere Heldin meisterte ihr Leben. So früh es ging, beendete sie die Schule, um Krankenschwester im Freiwillenchor des Infanterieregiments Zar Peter des Vierten zu werden, welches in ihrem Heimatdörfchen eine Sanitätsstation unterhielt. Auf diesem Wege sah sie die einzige Möglichkeit, das Leiden ihrer Mutter erträglich zu gestalten; indem sie ihr in den schwersten Stunden ihrer Krankheit beistehen konnte und obendrein die Zeit dafür fand, ihr die mühseligsten Besorgungen abzunehmen. Wanja war eine gute Tochter und trauerte lange Zeit, nachdem die Geliebte Mutter vom Himmel empfangen wurde. Auch

sah sie ihn, bevor er sie gesehen hatte. Aber nicht einmal das spielt hier eine entscheidende Rolle...

Als Sohn eines Hutfabrikanten durchreiste Dimitrji Jewgeni Ludikowitsch das Heimatdörfchen Wanjas zu jener Zeit sicherlich zweimal im Jahr. Immer war er unterwegs nach der Metropole des Distrikts Morschelanskoje, wo zum einen viele Bestellungen für teure Hüte beim Sohn des Hutfabrikanten in Auftrag gegeben wurden, während er nicht wenige Lieferanten damit anwies, ihm die zur Herstellung nötigen Stoffe und Lederwaren zum vereinbarten Zeitpunkt und in gewünschter Menge zu liefern. Vorwiegend die Stoffe waren ausschließlich edelster Natur, während von ihm bei den Lederwaren durchgängig auf synthetisch hergestellte Fabrikate zurückgegriffen wurde. Zum einen, weil diese in den gewünschten Eigenschaften wie Haltbarkeit, Feuchtigkeitsschutz und Verarbeitbarkeit nur um Weniges hochwertigen Naturprodukten nachstehen und obendrein ansehnlichere Farbvariationen zulassen. Nebenbei bemerkt waren sie natürlich um einiges billiger. Die Hutdesigner der väterlichen Fabrik waren es vornehmlich, die dem Betrieb zu hohen Absatzzahlen und reichlichem Gewinn verhelfen. Dimitrji war ein guter Rechner. Überdies galt er als Gentleman alter Schule, was nicht geringe Aufmerksamkeit selbst bei den angesehensten Damen der gutbürgerlichen Oberschicht unserer Distrikthauptstadt hervorrief. Vom Typus des eher durchschnittlichen Mannes, verlieh ihm sein außerordentlicher Charme sogar einen gewissen Grad von Schönheit, wobei natürlich die ansehnliche Bildung das Ihrige dazu beitrug. Kurzum. Dimitrji Jewgeni Ludikowitsch war überall sehr beliebt und gerne gesehen. Er hatte in Prag eine Kaufmannslehre absolviert, hatte für einige Jahre die unterschiedlichsten Länder Europas und Nordafrikas bereist, nebenher weitreichende Geschäftsbeziehungen angeknüpft, war vor wenigen Jahren der väterlichen Manufakturgenossenschaft beigetreten und indessen zum Einkaufsleiter der Hutfabrik aufgestiegen. Innerhalb der Manufakturgenossenschaft betätigte er sich nebenher als Treuhändler und unterhielt sogar schon eigene Stiftungen, wo gerne auf seinen Rat zurückgegriffen und viel Nützliches in Angriff genommen wurde. Jedenfalls begegnete Dimitrji dem Blick Wanjas zum ersten Mal, als er bereits im 32. Lebensjahre stand. Auf dem Weg zur Schenke, wo er damals bei seinen Durchreisen jeweils zu übernachten geruhte, suchte er eines Abends Anfang Februar des Jahres anno dazumal bei heiter sternbedecktem Himmel nach einer Postkarte zum Zarinrentag. Wie aus dem Nichts stand sie mit weit

aufgerissenen Augen urplötzlich vor ihm.

Da beide diesen Moment nichts zu sagen wussten, entschwand sie dann aber für lange Zeit seinem Blick. Wie Dimitrji später erfuhr, war kurz vorher im dörflichen Regiment eine furchtbare Geschichte mit einigen vollkommen bekloppten Kadetten vorgefallen, worüber Wanja aber niemals in ihrem Leben mit dem Hutmachersohn zu reden gedachte. Dies, so sollte er später erfahren, war auch der Grund, weshalb sie nach dieser ersten flüchtigen Begegnung in ein weit entferntes Land zog, wo ihr unser Verkaufsleiter aber einige Jahre später auf einer Geschäftsreise wieder begegnen sollte...

Als sich die beiden im damaligen Bundesstaat Bremgarten zum zweiten Male begegneten, war dies alles kein Zufall. All die Jahre hindurch war Dimitrji immer wieder in der gleichen Dorfschenke untergekommen, so dass er nach und nach die Bekanntschaft einiger Bewohner dieses unerfreulichen Ortes gemacht hatte. Über Wanja selbst konnte er zwar über all die Jahre hinweg nichts in Erfahrung bringen; jedoch schienen sich viele der regelmäßigen Besucher des Wirtshauses von Jahr zu Jahr mehr über erschreckende Vorfälle innerhalb des Regiments zu beklagen, wenngleich dies zunächst nur unterschwellig und von vereinzelt Besuchern Erwähnung fand. Nach und nach wurden die Stimmen aber lauter. So sehr sich Dimitrji auch bemühte, aus einzelnen Gesprächsfetzen der Zecher, Zusammenhänge mit dem Verschwinden jener Unbekannten Schönen vom Postkartengeschäft zu ergründen; keiner der immer wieder wechselnden Tischgenossen schien hierüber detaillierte Informationen zu besitzen, ohne die sich etwaige Zusammenhänge mit den anderen Vorfällen im Regiment unmöglich herstellen ließen. Immer wieder, so konnte man allenfalls heraushören, waren darin besoffene Kadetten verwickelt gewesen, während über die Namen der betroffenen jungen Frauen übereinstimmende Pietät bewahrt wurde. Sobald er sich dazu entschloss oder vielmehr dazu durchrang, auch nur nach dem Namen jenes merkwürdigen Geschöpfes zu fragen, welches ihn damals vor dem Geschäft mit so seltsam aufgerissenen Augen angesehen hatte, beendete man jegliche Konversation mit dem Fabrikantensohn, so sehr sich dieser auch um die Gunst der jeweils anwesenden Wirtshausgänger bemühte. Dimitrji brach daher nach einiger Zeit diese unsinnigen Nachforschungen ab, wenngleich er dies nur unwillig tat. Die Geschäfte in der Hutfabrik nahmen ihn stark genug in Anspruch, so dass er nach einigen Jahren diese

unerfreulichen Ahnungen aus seinen Gedanken verdrängt zu haben glaubte.

Wanja war indessen nach A*** übersiedelt und unterhielt dort eine Kurklinik für rekonvaleszente Stenotypistinnen, die vorwiegend an Ellbogenarthrose litten. Da diese Berufskrankheit jedoch im Aussterben begriffen ist, gründete sie mit dem Geld, das ihr unter der Hand vom obersten Oberbefehlshaber unserer Streitkräfte für diese erlittene Widrigkeit, auch im Namen aller anständigen Kadetten und unter vier Augen überreicht worden war, eine unglaublich tolle Organisation. Sie hatte während ihres Aufenthaltes in den V*** Staaten schnell einige der ihr anvertrauten Stenotypistinnen lieb gewonnen, und ihnen von den Plänen erzählt, die sie im Rahmen dieser Organisation zu verwirklichen gedachte, so dass viele von ihnen dort unbedingt mithelfen wollten. Das Schicksal, das sie bis dahin erlitten hatte, sollte möglichst keiner jungen Frau mehr widerfahren. Freilich war das nur ein Teil dessen, was Wanja mit dieser Organisation beabsichtigte. Sie wollte damit nicht bloß sich, sondern viele Menschen wieder glücklich machen. Wanja gedieh in dieser Zeit zu einer großartigen Frau. Aber natürlich begannen die Vorfälle im Infanterieregiment, aufgrund der ins Vertrauen gezogenen Stenotypistinnen allmählich hohe Wellen zu schlagen. Das gesamte Volk Peter des Vierten, das eigentlich sehr viele taugliche Menschen hervorgebracht hat, begann sich für seine Kadetten über alle Maßen zu schämen. Leider wurde es für Wanja dergestalt unmöglich, nicht mit dieser Widrigkeit konfrontiert zu werden, so dass sie fortan damit beginnen musste, allen Schrecken zunächst in sich selbst totzuschweigen. Auch dies gelang ihr im Laufe der Zeit immer glücklicher.

Dimitrji hatte sie inzwischen beinahe vollständig vergessen, als er sich erstmals auf einer Hutmesse in Übersee befand. Wanja war dort als erste Repräsentantin ihrer Organisation zum Ehrengast ernannt und eingeladen worden. Die Messe selbst entpuppte sich für unseren Verkaufsleiter im Nachhinein als voller Erfolg. Nicht nur, dass einige seiner Hutkollektionen beim Publikum erheblichen Eindruck machten; nein, auch eine abermalige Begegnung mit Wanja war von gutgesinnten Hutfabrikanten auf das Freundlichste vorbereitet worden. Dimitrji und Wanja wurden schnell ein Paar. Die Freude im Hause der Eltern war gewaltig, als der Sohn seine Braut zum ersten Mal vorstellte. Auch versäumte es sein väterlicher Freund und Gönner nicht, ihn fortan eine noch verantwortlichere Tätigkeit innerhalb seines Unternehmens in Aussicht zu stellen, worauf sich der Sohn jedoch

Bedenkzeit erbat. Zunächst mochte die Zeit des Honigmonds nebenher dazu dienen, sich über die Zukunft Gedanken zu machen. Immerhin hatte Wanja ihn in der Zeit des Kennenlernens mehr und mehr für ihre Organisation begeistern können, so dass er es durchaus in Erwägung zog, dieses sein Engagement zur Verfügung zu stellen. Es schien ihm damals, als sei das Hutgeschäft bloß Sprungbrett gewesen, zu einer endgültigen Verwendung in dieser unglaublich tollen Organisation, die nach dieser Begegnung im Postkartenladen von Wanja ins Leben gerufen wurde. Seit dies geschehen war, schien der gesamte Bundesstaat Bremgarten zu erblühen, nachdem er jahrzehntelang ein ungeheuer tristes Dasein zu fristen hatte. Die Einwohner Bremgartens schienen die glücklichsten aller Menschen zu sein. Das Großartige an Wanjas Organisation war es, dass einfach jeder mitmachen durfte. Alle die frohen Mutes waren, konnten ihrer Organisation beitreten. So durfte man dort beispielsweise damit beginnen, auf einem Basar gebrauchte Bücher zu verkaufen oder sich inmitten einer Kleinstadt einer Theatergruppe anzuschließen. Überall konnte man fröhlichen Menschen begegnen. So überlegte Dimitrji beispielsweise, ob er dort nicht vielleicht eine Spinnerei für Seemannsgarn unterhalten könnte, da diese zunächst als Einmannbetrieb im Handelsregister unterzubringen war. Wanja unterstütze ihn in seinem Vorhaben nach Kräften, so dass selbst der alte Hutfabrikant nicht umhin konnte, sein Unternehmen fortan ohne Dimitrji zu organisieren. Noch war der alte Herr rüstig genug, den folgenschweren Entschluss zu fassen, Dimitjis Schwester Nadenka in die Geheimnisse seines geschäftlichen Erfolges als Hutfabrikant und Manufakturgenossenschaftsbesitzer einzuweihen, um so den Fortbestand der eigenen Unternehmungen zu sichern. „Nadenka“; so sprach eines Tages der alte Unternehmer zu seiner Tochter, „Jetzt wirst du wohl anstelle deines Bruders meine Nachfolge antreten müssen. Ich hoffe du bist einverstanden damit.“ Nadenka entgegnete: „Wie sollte ich es mir erlauben, den ersten Dialog dieser Geschichte durch einen negativen Bescheid zu belasten. Ich gestehe, ich wünsche seit Jahren nichts sehnlicher, als dass Sie, Jewgeni Alexeji Ludikowitsch, mich als Ihre Nachfolgerin bestimmen. Seit Jahren sehe ich die Gewinne unserer Unternehmungen immens steigen, während der Lebensstandard unserer Arbeiterschaft leider seit Jahren zu sinken begonnen hat.“ „Ich weiß mein Kind“, entgegnete der Alte. „Dank unserer modernen Maschinen sollte es uns doch in den nächsten Jahren gelingen, das Arbeitspensum unserer Mitarbeiter auf ein Mindestmaß zu begrenzen, um einigen davon die Möglichkeit zu eröffnen, nebenher der großartigen Organisation deiner Schwägerin beizutreten.“ „Lieber Jewgeni Alexeji“, dankte

Nadenka ihrem Vater, „ich werde natürlich alles daransetzen, Ihr in mich gesetztes Vertrauen zu rechtfertigen. Ich hoffe, dass sie mich in den nächsten Jahren zu einer würdigen Nachfolgerin heranbilden werden, so dass sie noch lange Jahre Ihren verdienten Ruhestand genießen zu können, ohne in dieser Zeit andauernd Sorge um Ihre Unternehmungen tragen zu müssen.“

Von dieser Zeit an gestalteten sich die Verhältnisse wie folgt:

1. Wanja: Vorsitzende einer unglaublich tollen Organisation mit Hauptsitz in Bremgarten
2. Jewgeni Alexeji Ludikowitsch: Hutfabrikant und Manufakturgenossenschaftsbesitzer im Reich Zar Peter des Vierten
3. Dimitrji Jewgeni Ludikowitsch: Dessen Sohn, vormaliger Verkaufsleiter der väterlichen Fabrik, Gatte Wanjas und Inhaber einer Seemannsgarnspinnerei
4. Nadenka Petrowitschka Ludikowskaja: Dimitrjis Schwester und legitime Nachfolgerin Jewgeni Alexeji Ludikowitschs

...und es wäre nunmehr an der Zeit, für einige Verwicklungen in unserer Geschichte zu sorgen. Doch lasse man uns zunächst eine weitere Figur in die Erzählung einführen. Namentlich handelt es sich hierbei um die Gattin des allmählich ergreisenden Patriarchen; die von allen Bediensteten und der gesamten Arbeitnehmerschaft immer Mütterchen Olischenka gerufen wurde. Mütterchen Olischenka war immer der gute Geist der Familie gewesen. Neben der Erziehung ihrer beiden Kinder widmete sie sich vornehmlich der Innenarchitektur und war stets zur Hand, wenn die preisgünstigen, firmeneigenen Wohnungen an die Mitarbeiter vergeben und neu eingerichtet werden mussten. Alle Arbeiter lobten den vorzüglichen Geschmack der Unternehmersgattin, die stets dafür sorgte, dass die Größe der Wohnungen den jeweiligen Familienverhältnissen angepasst wurde, so dass hin und wieder auch Um- und Neubauten durchgeführt werden mussten. Frau Olischenka kümmerte sich sozusagen um die Sozialstruktur innerhalb der Unternehmungen ihres Mannes und wäre beruhigter gewesen, wenn Dimitrji der elterlichen Fabrik wenigstens in beratender Funktion erhalten geblieben wäre. Sie bat ihren getreuen Gatten daher, Dimitrji in dieser Angelegenheit um ihretwillen zu ersuchen. Mochte die Organisation der

Schwiegertochter auch noch so unglaublich großartig sein; niemand konnte die Zukunft voraussehen, so dass sie ihrem Sohn zumindest diese Alternative offen halten wollte. Nebenher hatten sich auch die Kunden über die Jahre an ihren Sohn als Verkaufsleiter gewöhnt, so dass sie meinte, ihn schwerlich adäquat ersetzen zu können. Also flog Jewgeni Alexeji Ludikowitsch nach Übersee und besuchte seinen Sohn, der gerade seine Seemannsgarnspinnerei um einen erfahrenen Drucksetzer erweitern wollte. Als sich Jewgeni Alexeji ein wenig in der Spinnerei umsah, wo lauter angefangener Seemannsgarn herumlag, trat gerade Wanja ein und begrüßte ihren Schwiegervater auf das Herzlichste: „Gnädigster Jewgeni Alexeji, mir ist schon zu Ohren gekommen, dass ihre Frau Gemahlin wünscht, meinen Dimitrji wenigstens in beratender Funktion der elterlichen Unternehmung zu erhalten. Aber erlauben sie mir, sie zunächst in A*** auf das herzlichste willkommen zu heißen.“ Jewgeni Alexeji strahlte wie immer beim Anblick seiner Schwiegertochter und entgegnete: „Ja. Aber woher wissen Sie..., liebe Schwiegertochter?“ Wanja drückte ihren Schwiegerpapa an den Busen, wies auf das herumliegende Mobiltelefon und entgegnete: „Dimitrji hat vor wenigen Stunden erst mit Frau Olischenka zu telefonieren beliebt.“

Das Wiedersehen mit dem geliebten Erzeuger rief bei Dimitrji eine außerordentliche Willkommensfreude hervor. Während dessen Eintreffen war er mit dem Drucksetzer gerade darin übereingekommen, einen ersten Drucksetzergehilfen zu beschäftigen, da sich sein Seemannsgarn zu jener Zeit bereits prima verkaufte. Aber Dimitrji war bescheiden geblieben und lud den alten Herrn zum Essen bei einer ehemaligen Stenotypistin ein; einer guten Freundin seiner Frau Wanja, die zu dieser Zeit ein hübsches Bauernstübchen betrieb, wo sie neben allerlei Käsespezialitäten auch ausgesuchte Weine anbot, für die der Bundesstaat Bremgarten seit Jahren berühmt ist. Es war Nachmittags gegen Fünf. Der alte Herr hatte während des Fluges aus dem Reich Zar Peter des Vierten nach A*** erst sehr spät zu Mittag gegessen, so dass er zu just dieser Stunde keinerlei Appetit verspürte und sich stattdem vom Sohn und erhofften Berater zu einem schmackhaften Tröpfchen einladen ließ, wiewohl auch die Weine aus der Region Bremgarten nicht ohne Sulfide hergestellt werden. Jewgeni Alexeji ließ es sich schmecken, was ihm vom Stammhalter zur Verkostung angeboten wurde. Dann kam man auf das Anliegen von Mütterchen Olischenka zu sprechen. „Nasdarowje“, rief Dimitrji Ludikowitsch aus, „Auf die Gesundheit meiner Schwester und die von Mütterchen Olischenka! In den Vorschlag, Nadenka bei der Bewältigung ihrer

ehrgeizigen Ziele zu unterstützen, werde ich natürlich gleich an dieser Stelle der Geschichte mit herzlicher Freude einwilligen. Lieber Jewgeni Alexeji! Ich hoffe, Sie werden nach Verkostung unserer ausgesuchten Bremgartener Weine noch dazu in der Lage sein, die ausgezeichnete Borschtsch zu probieren, die meine Wanja zu Ehren Ihres Besuches bereits vorbereitet auf unserem heimischen Herd stehen hat. Das Rezept stammt übrigens noch aus dem Kochbuch unserer Mamutschka, der seligen Iwanowa Petrowskaja. Und die Borschtsch meiner Wanja steht der von Mamutschka in keinster Weise nach.“ „Ausgezeichnet Dimitrji Jewgeni. Aber weshalb ist Wanja eigentlich im Moment zu Hause verblieben?“...

„Wanja, meine Liebe! Wanjuschka!“ rief beim Heimkehren Dimitrji aus, „hast du die Borschtsch schon auf den Herd gestellt?“ Jewgeni Alexeji und er hatten sich untergehakt, als sie zur Tür hereintraten. Wanja stand in der Küche. „Ich habe euch noch ein paar Fischsemmeln geschmiert.“ rief sie zurück. Dimitrji half seinem alten Herrn aus dem Mantel und bedankte sich bei seiner Frau, indem er ihr einen Kuss auf die Wange drückte. Sie brachte die Kohlsuppe und setzte sich zu den Beiden. Dimitrji erinnerte sich an die gesalzene Weißbierbrezeln, die er am Morgen vom Bäcker mitgebracht hatte und holte sie aus der Weißblechbierbrezeldose die er im Küchenschrank an der ihm bekannten Stelle auch sogleich vorfand, und die seine Wanja als Aussteuer von einer Tante Mütterchen Olischenkas zur Hochzeit geschenkt bekommen hatte. Die Weißblechbierbrezeldose war Dimitrjis ganzer Stolz, war es doch das Geschenk einer seiner Lieblingsgroßtanten gewesen und obendrein von seiner Wanja eigens für ihn mit der Aufschrift „Zierblechweißbrätseldose *meines* Dimtrji“ versehen und außerordentlich hübsch von ihr bemalt worden. Wie dem übrigen Haushalt auch, konnte man dem Behältnis ansehen, dass im Hause Dimitrji Jewgeni Ludikowitschs die Liebe noch nicht verblüht und die schönste Harmonie allgegenwärtig war. So schmeckte auch die Borschtsch! „Was braucht es mehr zu Frieden und Glück als einen Teller Borschtsch und ein paar Fischsemmeln, wenn man so liebe Menschen um sich weiß?“ begann Jewgeni Alexeji Ludikowitsch an dieser Stelle der Geschichte mit Lob nicht zu sparen. „Kinder! Wie froh ich doch bin, dass ich es das noch erleben darf! Hier im Hause meiner Schwiegertochter unter solch glücklichen Umständen empfangen zu werden. Wie gehoben ich mich doch schätzen darf, mich in glücklichem Einvernehmen mit Ihnen, liebe Wanja, zu wissen, und meinen Sohn wenigstens in beratender Funktion für das elterliche Unternehmen beanspruchen zu dürfen. Die diesbezüglichen Korrespondenzen sollten in der

heutigen Zeit unschwer auch hier von Ihrer Heimat aus geführt werden können, ohne dass damit beträchtliche Kosten entstünden. Zumal auch hier in A*** seit der letzten Messe, auf welcher ihr endliches Wiedersehen mit meinem Sohn von wohlgesinnten Geschäftspartnern so freundlich organisiert wurde, ein nicht unbeträchtlicher Teil unseres Absatzes erzielt werden kann, so dass ich Ihnen auch für ihre diesbezügliche Einflussnahme den größten Dank schuldig bin. „Nicht doch, nicht doch“ winkte Wanja ab. „Was täte ich lieber, als meinen Schwiegervater nach Kräften zu unterstützen. Ist doch seine Familie die Meinige. Wie ich sowieso gar nicht anders kann, als gewissenhaften Unternehmern im Rahmen meiner Organisation ein Fußfassen auf dem hiesigen Markt zu ermöglichen, schon alleine indem ich den Bundesstaat Bremgarten zu Rang und Namen innerhalb der Staatengemeinschaft ver helfe. Mein Dimitrji weiß ein Lied davon singen, weil es erst mit Hilfe meiner Organisation möglich wurde, seine Seemannsgarnspinnerei auf dem hiesigen Markt zu etablieren. Wie Sie sicherlich schon in Erfahrung bringen konnten, bemüht er sich im Moment darum, sein Geschäft um einen Drucksetzergehilfen zu erweitern.“ „Ich weiß, ich weiß, meine Liebe!“ entgegnete Jewgeni Alexeji. „Wie stolz bin ich auf meinen Sohn, dass er es in der Seemannsgarnspinnerei so weit gebracht hat. Wie ich höre, soll der gesuchte Drucksetzergehilfe anständig entlohnt und überdies hervorragend ausgebildet werden. Soviel ich weiß, müsste es in unserem, Land, dem Reich Zar Peter des Vierten, noch einige arbeitssuchende Drucksetzergehilfen geben, die sicherlich gerne bereit wären in A*** ihre Drucksetzerausbildung zu absolvieren. Soviel unserer Tagespresse zu entnehmen ist, soll es in A*** gar nicht so leicht sein, einen Drucksetzergehilfen zu finden.“ Wanja spöttelte: „Lieber Jewgeni Alexeji. Die Seemannsgarnspinnereien verderben unsere Jugend. Vom Vorbild der Seemannsgarnspinner verblendet, meiden sie es, in den Krieg zu marschieren, als Vorstandsvorsitzende von Aktienunternehmen dem Kleinanleger das Geld aus der Tasche zu ziehen oder auch nur als Drucksetzergehilfe ein solide Arbeit anzunehmen. In A*** gibt es einfach nicht genügend unselbständige Arbeitsverhältnisse.“ „Stimmt!“ beklagte sich Jewgeni Alexeji. „In unserem Reich sehnt sich die Jugend nach sicherer und anständig entlohnter Arbeit, ohne oftmals eine solche zu finden, während bei Ihnen diese reichlich vorhanden ist, ohne der hierfür nötigen Bewerber sicher zu sein.“ Wanja hielt dem entgegen: „Mögen die Dinge auch oftmals so scheinen, sind sie doch meistens ganz anders als man denkt. Was auch immer das heißen mag, lieber Jewgeni Alexeji. Gottlob gibt es diese Geschichte. Was meinen sie, wie verunsichert ich bin, weil

man sich hier im Bundesstaat Bremgarten inzwischen weniger um den Wunsch nach sicherer und anständig entlohnter Arbeit Sorgen macht, sondern vielmehr darum, ungezwungen und frei leben zu können, ohne dabei auf eine Verwirklichung seiner selbst verzichten zu müssen. Wie sich leicht denken lässt, ist natürlich gerade auch dies mit enormen Komplikationen verbunden. Dank meiner Organisation aber, muss bei uns in Bremgarten deswegen allerdings niemand Hungers sterben. „Vortrefflich, liebe Wanjutschka. Einfach vortrefflich, was sie mit ihrer Organisation hier in Bremgarten schon alles erreicht haben. Und ein Drucksetzergehilfe wird sich sicherlich mit der Zeit finden. Ich werde meinen Einfluss im Reich Zar Peter des Vierten nach meiner Heimkehr unverzüglich geltend machen, um sie in dieser Angelegenheit schnellstmöglich zu entlasten.“ „Das klingt natürlich hervorragend, Jewgeni Alexeji!“ mischte sich Dimitrji wieder unversehens in die Unterhaltung ein.“ Wanja setzte hinzu: „Wir haben natürlich bereits in Erfahrung bringen können, dass Dimitrjis Schwester, meine geliebte Schwägerin Nadenka, sich mit dem Gedanken trägt, die elterliche Hutfabrik zu erweitern und das Arbeitspensum der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf ein Mindestmaß zu beschränken. Wie sich leicht vermuten lässt, ist dies mit enormen Umstrukturierungen verbunden und es sollte mich Wunder nehmen, müssten hierzu nicht noch verschiedene innovative Arbeitsverhältnisse geschlossen werden, und der Mangel an Arbeitskräften durch den Einsatz hochwertiger Hutrohstoffverarbeitungsmaschinen ausgeglichen werden.“ Jewgeni Alexeji hielt sich in diesem Punkt merklich bedeckt. „Wie sollte nicht, meine Liebe“ bemerkte er nach einigem Zögern. „Wenngleich ich gerade bei diesem Punkt von Mütterchen Olischenka angehalten wurde, mich bei Dimitrji nach dessen unvoreingenommener Meinung zu erkundigen, zumal es nicht leicht fallen dürfte, gut ausgebildetes Hutfertigungspersonal im Reich Zar Peter des Vierten zu finden. Wie Sie sicherlich wissen, ist die Hutmacherei bei uns seit einigen Jahren im Niedergang begriffen und nur dem rührigen Engagements meines Dimitrji ist es zu verdanken, dass die Absatzzahlen unseres Unternehmens in den letzten Jahren, entgegen dem allgemeinen Trend, zumindest nicht rückläufig waren. Zum Einen durch die Erschließung neuer Absatzmärkte in Übersee, insbesondere in A***, wofür ich nicht müde werde, Ihnen liebe Wanja, meinen herzlichsten Dank auszudrücken, zum anderen aber auch aufgrund unserer langjährigen Erfahrung im Hutmachergeschäft und der daraus resultierenden, größtmöglichen Qualität unserer Produkte. Unsere hervorragenden Designer, denen wir einen Großteil unseres geschäftlichen Erfolges verdanken, arbeiten unermüdlich

an der Entwicklung neuer Hutkreationen so dass es uns augenblicklich noch hervorragend gelingt, die Wünsche unserer Kunden auf das Trefflichste zu befriedigen und im Wettbewerb mit anderen Anbietern zu bestehen. Nur eben fehlt es uns noch an zusätzlichen kreativen Kräften, um diese zukünftig in ihren eigentlichen Aufgaben zu entlasten.“ In diesem Punkt aber konnte Wanja ihren Schwiegerpapa vollkommen beruhigen. „Sie wissen doch, lieber Jewgeni Alexeji, dass meine großartige Organisation inzwischen eine Vielzahl überaus talentierter ZeichnerInnen hervorgebracht hat, sie sich sicherlich nicht scheuen würden, ihr Talent im Rahmen eines so erfolgreichen Familienunternehmens, wie dem Ihren, nutzbringend einzusetzen. Hüte zu zeichnen dürfte keinem von Ihnen schwer fallen und Beispiele aus der bildenden Kunst kennen diese jungen Menschen, die im Rahmen meiner Organisation ausgebildet wurden, sicherlich zur Genüge. Ich denke, mit deren Hilfe könnten Sie Ihre Kollektionen um einige ausgefallene Modelle bereichern und aufgrund des Ansehens, welche meine Organisation weltweit genießt, wird es nicht schwer fallen, die nötige Kundschaft vom außergewöhnlichen Geschmack Ihrer Produkte zu überzeugen und den nötigen Absatz zu sichern.“ Jewgeni Alexeji wollte in eben diesem Moment erwidern, dass er sich in diesem Falle natürlich für eine anständige Entlohnung und eine Herabsetzung der wöchentlichen Arbeitszeiten in seinem Unternehmen verbürge, als gerade Mitrjoschenka, den Wanja in der Zeit des Auseinandergerissenseins an Kindes statt angenommen hatte, ins Wohnzimmer gestürmt kam...

Aufgrund vorgestellter Zustandsänderungen eine Revision der vorgestellten Rollenverteilung:

1. Mitrjoschenka: Der anderthalbjährige, leibliche Sohn von Familie Idjukowitschka-Ludikow und halbwegs als Rabauke bei den Nachbarskindern verschrien
2. Katja Idjukowitschka-Ludikow: Seine große Schwester; uneheliche Tochter Dimitrjis
3. Wanja: Wie gehabt
4. Jewgeni Alexeji Ludikowitsch: Hutfabrikant, der sich in Pflicht genommen sieht, die Arbeitszeiten zu verkürzen, zumindest ohne die Löhne zu senken
5. Olischenka Ludikowitsch-Matroschskaja: Bekannt als Mütterchen Olischenka und Frau des Hutfabrikanten, die ihm ansonsten Beine machen wird
6. Dimitrji Jewgeni Ludikowitsch: In diesem Moment der Geschichte bereits ziemlich blau

7. Nadenka Petrowitschka Ludikowskaja: Als legitime Nachfolgerin des Hutfabrikanten im Späteren darum bemüht, die Einflussnahme Jewgeni Alexeji Ludikowitschs nachhaltig in geregelte Bahnen zu lenken

„Trink nicht soviel!“, machte Wanja Ihren Gatten auf den oben genannten Umstand aufmerksam. „Du sagst schon die ganze Zeit nichts mehr.“ „Ach Mütterchen. Lass nur!“, entgegnete Dimitrji beschwingt, „Heute, da uns Jewgeni Alexeji erstmals zu Hause beehrt, wirst du es mir nicht abschlagen können, auf dessen Gesundheit zu trinken.“ Dimitrji schenkte dem Hutfabrikanten sowie sich selbst zum wiederholten Male ein. „Du weißt doch übrigens, dass ich so gerne zuhöre?“ Mitrjoschenka schaltete sich ein. „Opalexewitsch?“ rief der Kleine, die Augen auf Wanja gerichtet und die Hand in Richtung des distinguierten älteren Herren ausgestreckt, welcher vor Freude über den Anblick seines Enkels sogleich seinen Tokajer stehen ließ und Wanja zu ihrem prächtigen Söhnchen gratulierte, den er bisher lediglich von Fotos her kannte. Der Kleine war offensichtlich bei dem Tumult, den Dimitrji veranstaltet hatte, um Wein aus dem Keller zu holen, in seinem Bett erwacht und ließ es sich nun natürlich nicht nehmen, eine wiederholte Beförderung in dasselbe nach Möglichkeit hinauszuzögern. „Opalexewitsch!“, wiederholte Mitrjoschka, nachdem ihn Wanja aufgefordert hatte zurück in sein Zimmer zu gehen und sich wieder schlafen zu legen. Aber es half nichts. Dimitrji stellte ebenfalls sein Glas zur Seite und ließ es sich nicht nehmen, den Kleinen noch ein wenig zu sich zu setzen, da dieser offensichtlich nicht dazu zu bewegen war, den Anweisungen Wanjas zu folgen, so dass an dieser Stelle der Geschichte die Familie Idjukowitschka-Ludikowitsch beinahe vollständig versammelt gewesen wäre, hätte sich zu dieser Stunde Tochter Katja nicht noch mit ihrem Freund Michail im örtlichen Kino befunden, wo erst vor wenigen Tagen der Streifen „Dschingis und die Tochter des Khan“ angelaufen war und der natürlich unter keinen Umständen versäumt werden durfte. Obgleich der Besuch von Jewgenij Alexeji natürlich von Wanja beim gemeinsamen Nachmittagstee angekündigt worden war. „Ach Mütterchen Wanja“, hatte Katjia Idjukowitschka auf die Frage ihrer an Mutter statt angenommenen Freundin Wanja geantwortet, ob sie Jewgeni Alexeji nicht begrüßen möge, der sicherlich Interessantes aus dem Reich Zar Peter des Vierten zu berichten hätte, „ich habe Michail versprochen heute mit ihm ins Kino zu

gehen. 'Dschingis und die Tochter des Khan' ist vor ein paar Tagen angelaufen.“ „Ich verstehe mein Kind“, hatte Wanja darauf geantwortet. „Eine Verabredung mit Michail geht natürlich vor.“ Katja Idjukowitschka versprach dafür, nach der Vorstellung ihren Freund auch endlich im elterlichen Hause vorzustellen, so dass Dimitrji jetzt darauf drängte, Mitrjoschenka solange bei sich sitzen zu lassen, bis seine große Schwester samt Freund vom Kino zurückkommen, so dass Jewgeni Alexeji noch diesen Abend die gesamte Familie Idjukowitschka-Ludikowitsch versammelt vorfände.

hier bricht das Manuskript ab...

Die dritte Wanderung

Lüds kam mit seinem neuen Teppich rasch voran! Vor Allem hatte er hier oben viel mehr Zeit! Er beschloss daher, zunächst einen Umweg zu fliegen. Zunächst wollte er wissen, was aus seiner Tochter geworden war, die noch immer in Niedereggersdorf bei Schoffenwalde im Hause ihrer Mutter wohnte. Außerdem musste er sich auf seiner dritten Reise weitestgehend verleugnen und besorgte sich ein Telefon, damit er rechtzeitig von jedem Gerücht Abstand nehmen konnte. Dass die Ratten tatsächlich so dreist waren, hatte er beim besten Willen nicht erwartet und er war schnell mit sich im Klaren, dass er die Sache bloß spielerisch bewältigen konnte. Mit dem Teppichkauf hatte er gut gewählt! Jener besaß ein hübsches Schachmuster und die Figuren schnitzte unser Kamerad im Flug. Insbesondere der Turm, den Lüds auf *seinem* Teppich, mit seinem Messer so auf Anhieb schnitzte, gewann erst allmählich an Form. Ein Vorwort musste her. Von mindestens zwei Seiten...

Vorwort

Dieser Teil ist all jenen gewidmet, die namentlich nie genannt werden. Weder in Zeitungen noch in Broschüren. Weil anno 1984 allerhand verschwand. Geschichte wurde so, wie man sie braucht. Dass 1+1 immerhin noch zwei war, nährte bei unserem Freund die Hoffnung, dass das Paradies nicht ganz verloren sei. Wenn bloß die Vernunft recht schnell obsiegt. Ein Trend war damals immerhin bemerkenswert: Man war nicht geachtet trotz schwerer

Verfehlungen, sondern erlangte erst Achtung durch diese. Indem die Verfehlung Mode wurde und als Deckmantel beinahe jeder Sauerei Verwendung fand. Niedereggendorf bei Schoffenwalde war einfach das letzte Dreckscaff geworden. Bereits beim Landeanflug wurde dies von ihm bemerkt. Die Fluglotsen gaben sich nach außen hin kulant. Bemerkenswert war ihre auffällige Schwenksicherheit, selbst bei den gewagtesten Anflugmanövern. Lüds gab immerhin zu bemerken, dass er einigermaßen im Bilde sei: Man suchte das dumme Opfer! In ganz Niedereggendorf bei Schoffenwalde sprach man von nichts anderem. Wenn das dumme Opfer erst da sei, ginge alles ganz schnell. Ein großes Opferfest und schon weise der Weg von Niedereggendorf bei Schoffenwalde ganz steil bergauf! Dann sei alles und jedem verziehen! Von nun an gelte es bloß noch, das dumme Opfer zu finden...

Unser Kamerad kam knapp neben einem Damenklo zum Stehen. Und wenn Niedereggendorf bei Schoffenwalde auch über ein eigenes Damenklo verfügte, so stand sogar dieses bereits im Argen. Weiber, die auf dieses Scheißhaus gingen, konnten bloß dort eine höhere Schule besucht haben. Viel gelernt hatten sie jedenfalls nicht. Diejenigen, die etwas wussten oder konnten waren bereits lange fort. Und so sann unser Freund lange darüber nach, wie (und ob überhaupt) er nun eigentlich diesen dritten Teil eröffnen sollte und sah sich gezwungen, bereits hier eine erste Klammer zu setzen. *Eröffnung* hieß fortan sein Motto. Wie ließe sich eine Eröffnung finden, die jedem Niedereggendorfer ganz undurchschaubar blieb. Spontan griff er auf seinem geparkten Teppich zu E2-E4. Die Dame sollte zunächst in Deckung bleiben. Der Königsbauer war genauso gut wie jeder andere Eröffnungszug. Dass er sich zunächst für einen Bauern entschied, lässt sich höchstens damit begründen, dass dieser zuerst in sein Gesichtsfeld trat. Außerdem besaß er genau acht Stück davon, wenngleich es ihm natürlich um jede verlorene Figur gleichermaßen Leid getan hätte; bloß für ein Pferd gab es im Verlauf des Spiels viel mehr Optionen. Ein Springer ließ sich bei einem späteren Zug vielleicht noch nützlicher verwenden. Ein Bauer jedoch besaß bloß bei seinem ersten Zug die Möglichkeit nach vorn zu stürmen, indem er zwei Felder auf einmal nahm. Unser Kamerad jedenfalls hatte sich entschieden. Jetzt war der Teppich an der Reihe.

C7-C5 antwortete dieser und klärte unseren Freund bei der sich bietenden Gelegenheit gleich auf. Immerhin war der Teppich ein Modell von Aldi und besaß einen integrierten Schachtrainer. Dieser ließ sich gern zu jedem Kommentar hinreißen und behauptete ihm gegenüber, dass das nach Sizilianisch rieche. Unser Kamerad freilich wusste es auch nicht besser und überlegte angestrengt: wie weiter? In dieser ersten Partie machte es ihm der Teppich leicht und gab den Hinweis, nicht schon jetzt den Damenbauern zu verschieben, sondern getrost bei der Variante erstmals den Springer zu verwenden. Lüds hakete an dieser Stelle erstmals nach und forderte eine Erklärung. Der Teppich gab die Erfahrung an, die er im Laufe seiner tausendjährigen Existenz unweigerlich gesammelt habe. Außerdem ginge Sizilianisch nun einmal so. Unser Freund staunte ob dieser Erklärung nicht schlecht, denn damit war noch lange nichts bewiesen. Es sprach an dieser Stelle nichts gegen eine andere Fortsetzung des Spiels, was er dem Teppich auch haarklein auseinandersetzte. Dieser aber schalt mit ihm. „Willst du das Spiel etwa ganz neu erfinden?“ „Das nicht“, entgegnete hier unser Freund, doch lasse man mir meine Zweifel!“ „Wer den Worten seines Schachtrainers keinen Glauben schenkt, wird bei dem Spiel ewig in die Irre laufen. Was in Jahrtausenden an Erfahrungen gesammelt wurde, kann unmöglich durch einen einzelnen widerlegt werden. Das Schachspiel ist hierfür viel zu komplex, als dass man die optimale Lösung von ganz alleine findet.“ Zugegebenermaßen war Lüds kein Freund von langen Diskussionen und gab schließlich klein bei. Jetzt war es natürlich an ihm, herauszufinden, welches Pferd nun zu gebrauchen war. Sein Vorschlag entpuppte sich schnell als Treffer, schließlich sei SG1-F3 bisher nicht widerlegt.

Von nun an spielte ihm der Teppich in die Karten und verlegte sich auf das altbewährte Drachensystem, indem er mit dem Damenbauern recht vorsichtig agierte. Lüds hätte sich zwar eigentlich gewünscht, dass es jener auf einen offenen Schlagabtausch ankommen ließe, zumal auf D7-D5 und dem sofortigen Schlagen des Bauern, sich bereits jetzt die Schwarze Dame zeigen müsse. Der Teppich aber erklärte, dass dies bei Sizilianisch ausgeschlossen sei. Die schwarze Dame blieb demnach verborgen. Problematisch war von nun an Eines: Wie sollte unser Freund begreiflich machen, worum es ihm mit diesem Schachspiel ging. Wie konnte er damit zu verstehen geben, was im Grunde offensichtlich war? Niedereggersdorf bei Schoffenwalde war der schlimmste Pfuhl, der sich überhaupt denken ließ. Es musste ihm in diesem Teil unbedingt gelingen, die Tochter rechtzeitig zu warnen.

Nichts war in der Gemeinde wie es schien. Die örtlichen Honoratioren waren nicht sonderlich klug sondern bloß informell. Sie wussten die Verfehlungen der Bürger zum eigenen Vorteil zu nutzen. Ihr Vorteil war dabei, den Sohn nach dem eigenen Bild zu formen und so dem ihren Blut die Zukunft zu versilbern. Und golden gar glänzten ihre neuesten Karossen. Die Studien ihrer Söhne fanden in jedem Falle Abschluss; jetzt war es Zeit aus *einer* Rippe eine Frau zu formen, die ihrem Halbwissen den Anschein wahrer Bildung gab. Denn relativ betrachtet waren die Söhne nicht ganz so dumm, wie Niedereggersdorf bei Schoffenwalde vermuten ließ. Was dort an Dummheit Schule machte, war größtenteils vom Niveau her noch weitaus tiefer. Und unser Kamerad erfuhr zu jener Stunde außerdem, dort beim Damenklo, dass der Bürgermeister sich zum Abdanken genötigt fühlte.

Soweit er sich erinnern konnte, hatte es in Niedereggersdorf bei Schoffenwalde nie einen anderen Bürgermeister als den ihm bekannten gegeben, nachdem der eiserne Vorhang endlich gefallen war. Selbst er hatte damit einige Hoffnung verbunden. Immerhin war in seinem Teppich neben dem Schachtrainer ein mp3 Player integriert, so dass es jetzt ganz einfach war, sich gute Musik in großer Vielfalt anzuhören. Auch war es ihm bloß dadurch möglich, die Ländergrenzen mit seinem Teppich nach Lust und Laune zu passieren. Und nun sah er erstmals zwei neue Bürgermeisterkandidaten nach jenem Amte greifen. Das Niedereggersdorf bei Schoffenwalde Veränderung benötigte war allenfalls begreiflich. Sein Argwohn hielt sich zu dieser Stunde auch in Grenzen, zumal ein Kandidat tatsächlich Geist versprach. Und Geist konnte die Gemeinde gut gebrauchen. Ungeachtet dessen, war wieder er selbst am Zug...

D2-D4 setzte er sein Sizilianisch fort. Der Teppich bestätigte ihm die Richtigkeit seines Vorstoßes und spielte das Spiel mit. Die logische Folge hieß C5-D4 und schon war der erste Bauer weg. Was gab es bei der Gelegenheit viel zu überlegen? Das Spiel des Teppichs ließ bloß eine Antwort zu. Unser Kamerad musste zurückschlagen, wollte er nicht bereits an dieser Stelle das Zentrum verloren geben. Es blieb ihm nichts übrig, als hier den Springer zu verwenden. Dort in der Mitte stand er vorerst gut. Sein Königsbauer war jedoch zu diesem Zeitpunkt nicht gedeckt, so dass der Teppich in die Offensive ging. SG8-F6 war unvermeidlich und Lüds hielt mit dem anderen Pferd dagegen. Von da an waren die Rollen klar verteilt. Wer würde in der Folge sinnvoller entwickeln? Der Möglichkeiten gab es jetzt

fast ohne Ende. Was der Teppich fortan tat, blieb abzuwarten. Die Stellung beider Gegner war stabil. Was fehlte, war allerdings entscheidend. Wollte unser Kamerad seiner Aufgabe gerecht werden, mussten für die einzelnen Figuren Geheimbedeutungen her. Das *Spiel* welches er dort eigentlich im Sinne hatte, war nämlich noch um einiges komplexer. Es hatte mit dem Turm zu tun, woher der Teppich stammte und war Symbol der Welt. Gespielt wurde es bloß im Geiste. Selbst Wunder waren darin möglich. Die Pedale und Manuale galten als unbegrenzt. Sein Inhalt umfasste das gesamte Leben. Auch spielte es nicht nur mit Worten oder Tönen, sondern ergoss sich in sämtlichen Farben. Darüber zu berichten, verlangt kein minderes Geschick. Selbst Ritter, Seefahrer und fliegende Teppiche kamen bereits darin vor. Der Orden seiner Spieler blieb geheim. Die Spannung, die sich so verbreiten ließ, war schwerlich zu erläutern. Und es bleibt uns an dieser Stelle nur, auf ein gutes Ende dieses dritten Teils hoffen. Wohlan!

Erster Teil: Entwicklung

Zunächst tat unser Freund Folgendes: Er revidierte einige seiner vorher getroffenen Aussagen und scherte nicht alle in Niedereggersdorf bei Schoffenwalde über einen Kamm, so dass er fortan mehr dramatisierte:

Hauptperson des Stückes ist Irene.

Irene: Ich weiß nicht, was soll ich nur sagen?

Es tritt daher eine weitere Person auf. Namentlich bezeichnet als Alfred Henschke. Stammend vom Ufer der Oder; mittlerweile auf polnischer Seite.

Alfred Henschke: Dann muss wohl ich diesen Dialog beginnen?

Irene: Sehr wohl mein Herr, Sie wissen doch, dass uns Damen weit weniger Entschlusskraft innewohnt. Wie wäre es also mit einem Spielchen?

Alfred Henschke: Was schlagen sie also vor?

Irene: Was wäre, wenn wir das Spiel von Lüds einfach unter uns fortsetzten?

Alfred Henschke: Dann sollten aber Sie die weiße Dame sein!

Irene: Ob schwarz, ob weiß? Weshalb nur sollten wir nicht losen?

Alfred Henschke: Warum überhaupt sollten wir ihn und den Teppich fortan nicht durch unsere eigenen Charaktere ersetzen?

Irene: Vielleicht als Beleg dafür, dass das Spiel ohnehin weitergeht.

Alfred Henschke: Ein durchaus löblicher Gedanke meine Teuerste.

Irene: Die Frage bleibt also, wer nun das Spiel beginnt.

Alfred Henschke: Fortsetzt, meine Liebe. Begonnen wurde es bereits vor Ewigkeiten.

Irene erscheint in voller Pracht vor einem überdimensionierten Schachbrett, wo sie sich auf dem schwarzen Turm niederlässt, der als modernes Sitzmöbel designed wurde. Alfred Henschke bietet ihr den Arm, sich zu erheben.

Irene: Lassen Sie mich bitte noch ausruhen, mein Herr!

Alfred Henschke: Keine Sorge, doch muss ich sie dringend ersuchen, auf einer der weißen Figuren Platz zu nehmen. Immerhin kann man uns nichts Schlechtes nachsagen.

Irene: Im Grunde ist es wirklich schade, dass wir so früh verstarben. Was hätten Sie wohl für ein gewaltiges Werk hinterlassen, wenn Ihre Jahre zahlreicher gewesen wären?

Alfred Henschke: Wer weiß. Womöglich hätte ich auch dann nicht viel mehr verfasst. Vielleicht war unser früher Tod Teil eines großen Plans.

Irene: Ich glaube nicht an Vorbestimmung. Dann schon viel mehr an Ärztepfusch.

Alfred Henschke: Nicht doch, Teuerste. Eine Tuberkulose war damals noch ungeheuer schwer zu kurieren. Selbst heute gibt es noch Krankheitsverläufe die tödlich enden.

Irene: Sie aber zumindest zu diagnostizieren, dürfte auch damals nicht zuviel verlangt gewesen sein. Auch dass ich selbst bereits im ersten Jahr nach unserer Heirat nach einer Frühgeburt verstorben bin, mag ich keineswegs als notwendig betrachten.

Alfred Henschke: Nun lassen Sie es aber gut sein, Irene. Nicht dass man aus unseren Lebensläufen noch die von Märtyrern machen will. Wenn Sie mir zu den weißen Figuren folgen würden... Ich hätte da eine Idee.

Irene: Nun gut. Wenn Sie mich schon so neugierig machen, will ich Ihrem Drängen nachgeben. Doch kommen Sie mir nicht mit Althergebrachtem wie ewige Wiederkehr und dergleichen. Ich verlange einen neuen Optimismus!

Alfred Henschke: Keine Sorge. Sie werden diesen Schritt sicherlich nicht bereuen.

Irene hakt sich bei Alfred Henschke ein und munter marschieren sie auf die weißen Spielfiguren zu. Irene nimmt abermals auf dem Turm Platz. Alfred Henschke gesellt sich zur Dame. Nach einer kurzen Bedenkpause setzt Irene die Unterhaltung fort:

Irene: Jetzt bin ich aber gespannt.

Alfred Henschke: Mein Vorschlag ist simpel. Also wieso drehen wir nicht einfach die Verhältnisse um und machen Lüds selbst zum Teil des Spiels?

Irene: Ihr Vorschlag erregt mein Interesse. Wie aber haben Sie gedacht, sollten wir ihn am zweckmäßigsten integrieren?

Alfred Henschke: Ich schlage vor, dass wir ihn zunächst zum Bauern machen. Gelingt es ihm, bis zur gegnerischen Grundlinie vorzudringen, darf er sich in einen Offizier nach eigener Wahl verwandeln.

Irene: Dem stimme ich gern zu, doch lassen Sie uns ihn wenigstens aus der Deckung heraus schützen.

Alfred Henschke: Dies ist der Grund, weshalb ich bei der Dame warte. Schlechterdings war der Damenbauer bei Sizilianisch nicht zu retten. Was schlagen Sie deshalb vor, sollten wir ihm als Position vorgeben?

Irene: Da man auf Irrwegen oftmals auch zum Ziel gelangt; wie wäre es zunächst links außen?

Alfred Henschke: Meinen Sie nun *ganz* links außen oder genügte auch B2? Immerhin zieht es ihn längst zur Mitte hin?

Irene: Ich muss wohl einverstanden sein! Sind Sie es doch, der dieses Spiel schon vor meiner Zeit betrieb. Gelten die Bedingungen nunmehr als fix?

Alfred Henschke: Sehr wohl Irene. Auf das dies hinfort auch Ihr eigener Wille sei!

Ein Conférencier tritt auf und verkündet den Zwischenstand:

Damen und Herren: In Anbetracht der Halblage und ungeklärter Willensbekundungen gibt es bedauerlicherweise zu vermelden, dass die gegnerischen Lager bereits jeweils eines Bauern verlustig gegangen sind. Die Parteien halten sich weiterhin an das Drachensystem, so dass sich Schwarz genötigt sieht, mit G7-G6 fortzusetzen.

Irene: Was will uns dieser Zug besagen?

Alfred Henschke: Offensichtlich bereitet Schwarz damit LF8-G7 vor. Dadurch greift er nach einem beliebigen Zug seines Springers von F3 den unseren im Zentrum an.

Irene: Derzeit ist dieser zwar gedeckt, doch werde ich im Folgenden darauf drängen, die eigenen Figuren so gut es geht, vor feindlichen Attacken zu schützen. Schwarz wird bestimmt nicht davor zurückschrecken, selbst Offiziere einzutauschen.

Alfred Henschke: Mit dieser Behauptung sind sie im vollsten Recht, denn Schwarz ist zunächst meist bestrebt, unbedingt die eigene Niederlage zu vermeiden. Und dafür ist ihrer Partei beinahe jedes Mittel billig genug.

Irene: Aber um zu gewinnen, werden wir dennoch viel riskieren müssen.

Alfred Henschke: Zumal, wenn man bedenkt, dass, sollten wir versuchen unseren Springer in Sicherheit zu bringen, der dahinter positionierte angegriffen wäre und in diesem Falle sogar ein Doppelbauer droht. Außerdem ist es von nun an wichtig, auch unsere anderen Offiziere ins Spiel einzubeziehen. Ich denke, wir sollten die nächste Figur entwickeln.

Irene: Vernünftig wäre sicherlich ein Läufer. Doch welchen, das ist hier die Frage.

Alfred Henschke: Die Frage lautet obendrein: Wohin?

Irene: Analysiert man die Situation genau, entfällt LF1-D3 wollen wir nicht die Deckung unseres zentralen Springers durch einen ungeschickten Zug gefährden. Außerdem erscheint zu diesem Zeitpunkt LC1-E3 recht unvernünftig, wäre dieser doch durch einen Springerzug vom Gegner anzugreifen. Doch warum beugen wir nicht beispielsweise diesem Fall an dieser Stelle vor?

Alfred Henschke: Es lautete doch der Beschluss, so schnell als möglich unsere Offiziere zu entwickeln! Doch lasse man mich Ihren Vorschlag überdenken...

Der Teppich meldet sich zu Wort: Das gemeine Drachensystem schreibt an dieser Stelle LF1-E2 zwingend vor. Dennoch bin ich auf die folgende Untersuchung durchaus gespannt. Gehe ich doch davon aus, dass sich die aufgeführten Spieler wenig um herkömmliche Konventionen scheren.

Alfred Henschke denkt laut nach: Was ist nun wenn Irene ganz und gar Recht hat? Wenn wir die herkömmliche Praxis vollends ignorieren und uns ihrer Intuition überlassen? Im Grunde ist H2-H3 ein defensiver Zug, so dass wir schnell in Temporückstand geraten

könnten. Müsste nicht ich als Mann die Geschehnisse an mich reißen und darauf beharren, zunächst alles logisch abzuwägen. Aber wie logisch kann der nächste Zug überhaupt sein? Denn irgendwo hat jede Logik ihre Grenzen und der Teppich verfügt sowieso über die weitaus größere Spielerfahrung.

Bei all dem langweilte sich unser Kamerad als Bauer auf B2 natürlich sehr. Er rief daher zur Wahl des weißen Königs auf. Sein Vorschlag stieß auf Interesse. Ein Name kristallisierte sich schnell heraus. Allgemein ging die Überlegung dahin, der König müsse bereits Erfahrung in der Politik gesammelt haben. Trotzdem sollte die Integrität beim König über jeden Zweifel erhaben sein. Ein weißer König sollte als Hüter seiner Herde gelten. Er durfte sich nicht scheuen, selbst unter freiem Himmel und auf nackter Erde zu übernachten. Und seiner Weisheit war kein Ende. Als Denker musste er sich auf die Seelenruhe verstehen und seine Lernbegierde durfte ausschließlich dem Vortrefflichen gelten. Ein weites Feld war seine Einsicht in das Göttliche. Was allgemein als Böse gilt, erregt bei ihm nichts als Mitleid, weil dies seinem Verständnis nach, einzig aus Unkenntnis geschieht. Und obwohl gerade dies letztere von Lüds durchaus bezweifelt wurde, war es ihm als Bauer auf B2 dennoch gegeben, mit seiner Stimme den alten Kaiser Marc Aurel in diesem Spiel zum Königsstande zu erheben. Dies allerdings blieb streng geheim. Es war unmöglich einzuschätzen, was die Gegenpartei mit einem solchen Wissen anzufangen wusste. Wie er nämlich während des bisherigen Spiels erfahren hatte, setzte Schwarz all sein Geschick daran, die Achillesverse des Gegners ausfindig zu machen. Es war des Königs Nachsicht, die den Seinen Sorge machte...

Der Conférencier: Im Moment plätschert das Spiel so dahin. Innerhalb der feindlichen Lager berät man über die Gesamtstrategie. Während sich Weiß mit der Namensfindungen für wichtige Offiziersfiguren beschäftigt, sucht Schwarz nach einem wunden Punkt.

Alfred Henschke sinniert weiter: Allerdings sagt mir meine Intuition ab diesem Moment, dass wir angreifen sollten. Wir könnten unsere Offiziere so weit als möglich ins gegnerische Lager vorziehen. Spielen wir beispielsweise LC1-G5 und Schwarz greift unseren Springer mit E7-E5 an, um den drohenden Doppelbauern zu vermeiden, können wir unseren Springer meines Erachtens getrost nach F3 zurückziehen, da unser Läufer nun SF6 fesselt und somit

D6 am Vorrücken gehindert ist. Sollte er nun erst LF8-G7 entwickeln, würde ich konsequenterweise LF1-C4 vorschlagen. Wenn der Gegner trotz unseres Vorstoßes ruhig bleibt und seinen Läufer nach G7 zieht, bringen wir ihn mit unserem Läufer von F1-C4 weiter in die Gefahr eines Doppelbauern. Kontert er mit E7-E5 bleibt uns der Trost, zumindest Druck auf den Königsflügel auszuüben. Allerdings komme ich bei diesen Schlussfolgerungen allmählich arg ins Grübeln, so dass ich am liebsten Irene um Rat fragen würde. Aber Irene sitzt auf ihrem Turm und wirkt sichtlich erschöpft. Irgend etwas, so scheint mir, ist in letzter Zeit arg schief gelaufen. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät...

Alfred Henschke schaut auf die Uhr. Dies wird jedoch von Irene umgehend bemerkt, so dass sie aus ihrer Lethargie erwacht.

Irene: Nach meinem Dafürhalten lohnt ein Angriff zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht. Immerhin hat Schwarz zahlreiche Alternativen. Außerdem erscheint mir der ausgeübte Druck sehr flügelahm.

Alfred Henschke: Vermutlich habt Ihr Recht, Irene. Es bliebe aber immerhin LF1-E2!

Irene: Das wäre wenigstens nicht ungestüm!

Alfred Henschke: H2-H3 aber ist dem Gegner vielleicht nicht bekannt.

Irene: Was schlagen Sie also vor?

Alfred Henschke: Ihnen vertrauen; meine Liebe. Ihnen vertrauen...

Der Teppich: Könnten sich die Herrschaften bitte entscheiden?

Alfred Henschke: Also was meinst du, Frau?

Irene: Weshalb ich mir nicht schlüssig bin, ist weil ich Konventionen durchaus schätze.

Alfred Henschke: Entscheiden wir uns demnach für LF1-E2?

Irene: Es sei!

Der Teppich behauptet allerdings hier, dass ihn ein Fortgang des Geschehens durchaus auch interessiere, spiele man den von Irene genannten Bauern. Er selbst (der Teppich) wäre auf sehr niedriger Stufe eingestellt und es empfehle sich nicht unbedingt, fortan ein Lehrbuch zu gebrauchen. Dies stiftet abermals Verwirrung:

Alfred Henschke: Doch Frau, lass uns dies eine Mal dir ganz vertrauen!

Irene: Ich möchte nicht am Ende schuld an einer Niederlage sein!

Alfred Henschke: Da ich dies auch nicht will, entscheidet Ihr Geschmack.

Irene: Warum nicht gleich das Los bemühen?

Alfred Henschke: Fürwahr ein trefflicher Gedanke. Zwei Schicksale gleichzeitig in *einer* Hand. Es gilt fortan, sich jenem Ratschluss zu ergeben.

Der Conférencier: Damen und Herren! Als Los gilt eine Münze. Bei Kopf fällt die Entscheidung auf den Bauernzug. Bei Zahl sei LF1-E2 verfügt!

Er wirft eine Münze. Das Los fällt auf Kopf. Plötzlich fällt ein Schuss. Alle Figuren laufen wie aufgescheucht auseinander. Lüds, der bisher ob seiner Untätigkeit extrem gelangweilt wirkte flüchtet in Richtung seines Teppichs, wo Irene und Alfred Henschke bereits auf ihn warten.

Lüds: Ich muss meine Tochter unbedingt hier heraus holen.

Irene: Recht so. Bloß bedenken sie, dass dies gefährlich werden kann.

Alfred Henschke: Am besten sie starten ein neues Projekt. Eine Art Parallelaktion!

Zweiter Teil: Zwischenspiel mit Paukenschlag!

V.I.C. - Tagebuch eines Mörders

Sonntag 17.07.

Ich war mit Kürnberger beim Schach. Kürnberger ist mein Haberer und wohnt im 23. Bezirk. Oder besser gesagt wohnte, denn nun sitzen wir beide im Knast. Wegen der Drecksau, die wir gestern erschossen. Die Drecksau hieß F. Und F. stand früher auf K. Auf kleine K...

Dabei fing alles ganz harmlos an. Ich traf meinen Haberer an der U1. So gegen elf Uhr in Kagran. Die U-Bahn brachte uns nach Kaisermühlen, weil wir den Vormittag im Donaupark verbringen wollten. Auf dem Hinweg redete er wie immer über Kafka und

fragte, ob ich denn meine Geschichten inzwischen auch veröffentlichen würde. Und falls ja, wollte er wissen wo. „Nein!“ gab ich zur Antwort. „Du weißt so gut wie ich, dass man die Geschichten, die ich schreibe, niemals veröffentlicht.“ „Und weißt du jetzt auch weshalb?“ ließ er nicht locker, so dass ich gestehen musste, dies eigentlich nur zu ahnen. Als er meine Ahnung zu nennen beschwor, schwieg ich. Anschließend lenkte ich von diesem Thema ab, weil man über das, was sich nicht genau benennen lässt, am besten einfach schweigt.

Ich fragte Kürnberger nach seinem Lieblingsphilosophen und wie viel er eigentlich für seinen derzeitigen Abendkurs bezahle. Er nannte die Webadressen einiger seiner Lieblingsverlage, wo Preislisten sicherlich erhältlich seien und antwortete zu Ersterem mit: „Wittgenstein!“ Auf meine Frage nach dem Weshalb benannte er seine Vorliebe sehr deutlich: „Weil sich daraus nur schlecht ein Krieg machen lässt.“ Als ich dies nicht verstand, redete er von der großen Gefahr die noch immer von manchem seiner Berufskollegen ausginge und warnte dringend vor zu viel Nietzsche. Das Thema begann mich zu fesseln. „Welche Gefahr kann von Büchern ausgehen?“ fragte ich deshalb ganz ungeniert. „Von den Büchern sicher nicht,“ klärte er mich auf. „Aber von Einigen, die sie lesen.“ Hin und wieder träfe man auf ganz furchtbare Menschen, die sich mit Nietzsche auf die absolute persönliche Freiheit beriefen. „Und meistens lesen sie dann auch noch sein so genanntes Hauptwerk über den Machtwillen. Weißt du Haberer,“ gestand er „ich selbst kenne es gar nicht. Ich musste mich entscheiden. Entweder dieses Voltmediapamphlet oder für wenig mehr Geld *Die fröhliche Wissenschaft* vom Anaconda Verlag. Ich verstand gar nichts mehr und dachte zuerst an eine Schlange. Aber das wäre eine viel zu lange Geschichte. Wir stiegen in Kaisermühlen also aus.

Kürnberger hatte nicht viel Gras dabei, weshalb wir am Samstag tranken. In meinen Rucksack passen 20 Bier. Büchsen wohlgemerkt, nach deren erster ich zunehmend redseliger wurde. Anaconda vs. Voltmedia! Auch Kürnberger redete also fort: „Ich weiß, ich weiß.“ Schien er mein völliges Unverständnis zu erahnen. „Wenn man so billige Bücher auf den Markt schmeißen will, kann man sie unmöglich im deutschsprachigen Raum drucken lassen. Es kommt aber darauf an,“ scherzte er, „dass dies wenigstens zu halbwegs fairen Bedingungen geschieht.“ Wo, sei doch dann eigentlich scheißegal. „Und dem Anaconda Verlag traue er dies durchaus zu! Bei Voltmedia hingegen hege er da seine Zweifel, wie er

an dieser Stelle konstatierte.

Wir standen am Eingang zur Donaustadt, wo man mit Beton keineswegs sparte. Ich erblickte dort nur ein einziges kleines Gebüsch. Zum Glück sah ich schon wenige Meter entfernt den Eingang zum Park. Es war der krasseste städtebauliche Gegensatz, den ich bisher erlebte und ich hatte zum ersten Mal Angst, die Donaustädte dieser Welt könnten wachsen. Insgesamt wirkte auch der Park mir zu künstlich. Wenngleich der Teich mit den Trauerweiden gefiel. An diesem tranken wir Bier und plauderten über das Wetter. Kürnberger wünschte sich einen Regenmacher, denn an diesem Tag war es sehr heiß. Ich verstand nicht und lauschte dem Wind.

Als ich Kürnberger kennen lernte, war auch ich schon längst nicht mehr jung. Aber ich hatte meinen Optimismus noch nicht ganz verloren. Dies hatte sich aber inzwischen geändert. Dennoch stimmte mich seine Einladung froh. Es war das erste Mal, dass ich Wien besuchte. Kennengelernt habe ich ihn in dem Dorf, in dem ich bis kürzlich zu Hause war. Ich überlegte sowieso seit geraumer Zeit, eventuell in eine Stadt zu ziehen. Da bot es sich natürlich an, Wien bei dieser Gelegenheit hinsichtlich seiner Lebensqualität zu untersuchen. Das Dorf, wo ich bis letztes Wochenende wohnte, liegt nur zwei Zugstunden entfernt und ist leider gar nicht so idyllisch, wie man sich ein kleines österreichisches Dorf vorstellt. Und Kürnberger lernte ich kennen durch einen Bekannten, den Maik, der mit meinem kleinen Bruder zur Schule ging. Er müsste jetzt etwa 30 sein. Kürnberger war bereits Vierzig, als er Urlaub in meinem Dorf machte. Dort lernte er Maik kennen. Maik war damals 23.

Kürnberger ist schwul. Und auch Kürnberger hat schwere Zeiten hinter sich. Genau wie ich ahnte er nicht, dass er Feinde hatte. Sie aber bereiteten die Sache von langer Hand vor. Sie schmuggelten ihm verbotene Pornografie auf den Rechner und zeigten ihn keineswegs an. Mein Haberer war zu dieser Zeit gerade dabei, eine summa cum laude Abschlussarbeit zu schreiben. Die Bande, mit der er zu jener Zeit peripher tangierte, ließen den Porno rein zufällig von einem ihrer Mitglieder öffentlich entdecken, als er die Arbeit mit seinem damaligen Geliebten im Nebenzimmer abheftete. Einige seiner besten Freunde saßen gerade beim Kaffee und stritten über Kants Vernunftkritik, als der Bandit zufällig beim Musikstöbern auf die besagte Datei stieß und dieses mit gespielter Entsetzen vor

Jedermann kundtat. Von da an wanden sich alle gegen den Haberer. Es sah keinen anderen Ausweg, als von Graz wegzuziehen. Er tauchte damals praktisch unter und arbeitete bis zum Wochenende an einem Traktat zur Sollbruchstellenoptimierung. Einer vollkommen unnützen Aufgabe also, da er als Philosoph seither überhaupt nicht mehr wahrgenommen wird. Geld besitzt er durch eine Erbschaft genug. Einen Großteil verbrauchte er für Anwalts und Gerichtskosten, die seiner Rehabilitierung energisch im Wege standen. Dass er in dieser Angelegenheit nicht lügt, weiß ich von Maik, der ihn vor seiner Liaison diesbezüglich auf Herz und Nieren prüfte. Und mein kleiner Bruder kennt den Maik. Und der Maik ist nicht deppert. Die damalige Geschichte hat Kürnberger jedenfalls schwer mitgenommen. Als er dann nach Jahren, zumindest in schemenhaften Umrissen die genauen Zusammenhänge erfuhr, war sein Zorn zumindest soweit verraucht, dass er von mehr als rechtlichen Schritten Abstand zu nehmen schien.

Als wir unser zweites Bier intus hatten, benutzten wir die Donauparkbahn. Die Station ist nur wenige Meter von den Trauerweiden entfernt. Nach uns bestieg ein älterer Herr den Wagon. Dummerweise besann ich mich wieder auf Wittgenstein. „Warum lässt sich aus Wittgenstein eigentlich kein Krieg machen, wo doch andere Philosophen angeblich so gefährlich sind?“ Der Haberer grinste. „Wenn ich dir das sage und es hört jemand zu,“ flüsterte er, „hat man zwar an Wittgenstein noch immer nichts, woraus sich ein Krieg machen lässt. Aber meine These erzeugt spontanen Neid auf einen imaginären Gegner, dessen Antagonist überall lauert.“ Ich schaute mich im Abteil um. Der ältere Herr hinter uns, wandte seinen Blick blitzschnell ab und richtete die Augen auf den Park. Der Haberer verträgt nicht viel und wählte in diesem Moment seine These wohl als bestätigt. Er verlangte ein weiteres Bier, das ich ihm auch umgehend reichte. Den Rest der Fahrt sprach er kein weiteres Wort. Als wir der Bahn entstiegen, wünschte er dem älteren Herrn noch einen schönen Tag und zerrte mich Richtung U Bahn. „Es ist in der Öffentlichkeit besser, über Philosophie zu schweigen“ ermahnte er mich unterwegs eindringlich, bis wir auf eine Art chinesischen Tempel trafen. Kürnberger hatte offenbar Hunger bekommen.

Als inzwischen langjähriger Wiener wusste er natürlich, dass der Tempel ein Lokal ist und lud mich zum Essen ein. Es war inzwischen viertel vor Zwölf und ich sagte nicht nein. Die Speisekarte kam mir vor wie der chinesische Kalender, nach dem man das Jahr des Hasen

schreibt. Weil nun einmal das heurige dem Karniggel gewidmet ist, bestellte ich lieber Ente. Schon während des Essens wurde ich müde und bat den Haberer, im Anschluss irgendwo auszuruhen, wozu er mich nach Hause einlud. Nachdem Kürnberger bezahlt hatte, verließen wir das Lokal und fuhren zurück nach Kagran. Nach wenigen Minuten entlang der Wagramer Straße gelangten wir über eine Seitengasse zu seiner Wohnung, die im Souterrain eines alten Bürogebäudes gelegen ist. Im Eingangsbereich war es erfrischend kühl. Auf einer Anrichte neben der Garderobe lag ein illuminiertes Grimm Wörterbuch. Eine der Wände war durch einen Mondrian Kunstdruck verschönt. Kürnberger hatte sich inzwischen eingerichtet.

Als der Haberer damals in meinem Dorf aufkreuzte, schien jeder bereits über ihn unterrichtet. Er galt als klug aber gefährlich. Die Liaison mit Maik wurde Kürnberger von vornherein angelastet, obwohl Maik dabei die treibende Kraft war. Als schwuler Ethikstudent fand er Gefallen an der Unkonventionalität Kürnbergers, der keinen Hehl daraus machte, vom System systematisch gefickt worden zu sein, was seinen Pazifismus gehörig unterminierte. Damals hatte er sich auch bereits eine Waffe zugelegt, die in Ostdeutschland billig von den Russen zu bekommen war. Von Maik weiß ich, dass er sich damals damit in den Kopf schießen wollte, falls sich an seiner Situation nichts Dramatisches änderte. Was aber dann eben durch die Bekanntschaft mit Maik geschah. Von da an lebte er förmlich auf. Vorher trank er oftmals bis zum Exzess und verkroch sich dann tagelang in seiner Absteige, wo er in seiner ersten Wiener Zeit hauste, als er sich noch nicht schlüssig war, ob er dort wohnen bleiben würde. Mit Maik kam er dann wieder in Gesellschaft, wenngleich ihm zunächst einige Skepsis entgegengebracht wurde. Die Leute waren meistens darüber verwundert, dass ein Mann mit den geistigen Fähigkeiten Kürnbergers, so gut wie keinerlei Umgang besaß. Über den Bekanntenkreis von Maik, gelang es ihm dann aber doch, sich wieder einigermaßen gesellschaftlich zu integrieren. Ich selbst lernte ihn dann in meiner Stammkneipe kennen, wo Kürnberger mit Maik und meinem kleinen Bruder Billard spielte. Zufällig suchten sie einen vierten Mann und ich sprang als Vertretung für die Freundin meines Bruders ein. Sie half an diesem Abend ihrer Schwester beim Umzug. Mein Bruder und ich gewannen die Billardpartie souverän.

Kürnberger spielt eben lieber Schach, wie er mir an diesem Abend verriet. Was mich an ihm

beeindruckte war sein ausgeprägter Realitätssinn. So war er es auch, der mir bereits damals prophezeite, dass ich vor allem mit meiner Prosa bei sämtlichen Verlagen auf Granit stoßen würde, da er meinen Geschichten eine unterschwellige Wirkung zuerkannte, deren Folgen unvorhersehbar seien. Auch unterstellte er ihnen mangelnden Zeitgeist, wenngleich ihm gerade das offenbar gut gefiel. Er schien in mir eine Art Seelenverwandtschaft entdeckt zu haben, die nicht das Mindeste mit seinen persönlichen Neigungen zu tun hatte. Wie er, war ich finanziell unabhängig und neigte dazu, meine Tage vorsätzlich zu vergeuden. Hin und wieder wies er mich auf die Physiognomie einzelner Personen aus meinem Bekanntenkreis hin, die seiner Meinung nach darauf hindeutete, dass mein lockerer Lebenswandel einigen Neid hervorrief. Damals kümmerte mich das alles nicht. Was sollte schon groß passieren? Und was seither alles geschah, kann ich wirklich bloß ahnen. Direkt lässt es sich jedenfalls nicht benennen.

So lange ich schlief, verschwand der Haberer in seinem Arbeitszimmer. Ich erwachte etwa gegen 15:00 Uhr. Kürnberger trat aus dem Arbeitszimmer mit den Worten: „Du weißt selbst Haberer, alleine wirst du dich nicht beweisen können. Seit Inge tot ist, scheinst du sehr müde geworden zu sein.“ Inge war voriges Jahr bei einem Unfall ums Leben gekommen. Innerhalb meiner Wahrnehmung gab es allerdings zahllose Indizien dafür, dass ihr Tod nicht zufällig war. Der offiziellen Version zufolge, stürzte sie im Gebirge ab. Inge war allerdings vorher nie so unvorsichtig gewesen, einen gefährlichen Alpenpass alleine überqueren zu wollen. Noch dazu ganz ohne Sicherheitsausrüstung. Und dies alles 23 Monate nach der Geburt unserer Tochter Marie. Genau einen Monat vor ihrem zweiten Geburtstag. Ich selbst sah mich der Verantwortung nicht gewachsen und gab die Kleine in die Obhut einer Pflegefamilie, von wo ich sie wieder zu mir zu nehmen gedachte, wenn ich eine zuverlässige Bekanntschaft finden würde. Und nun, da ihr dritter Geburtstag bevorstand, fühlte ich allmählich eine innere Beschämung darüber anwachsen, dass ich sie bei fremden Menschen aufwachsen ließ. Auch dies war einer der Gründe gewesen, weshalb ich Kürnberger vergangene Woche anrief. Ich brauchte jemanden zum Reden, weil seit Inges Tod nichts mehr so war wie vorher.

Wir führten eine lose Beziehung. Was uns verband war Marie, deren Geburt eine gewisse Regelmäßigkeit in mein Leben brachte, indem ich mir viel Zeit für sie nahm. Es war schön,

ihre ersten Schritte zu sehen. Mit 19 Monaten sprach sie ihr erstes Wort. Ihr erstes Wort hieß: *Esel!* Die Taufe wurde zu einem großen Fest. Es wurde viel getanzt und gelacht. Das Tauflied hieß: Mein Kind. Gib 8. Man wiegt dich s8. In Sicherheit. Doch wehe wenn der Trug ersch(ont). & nimmt dich mit. -schnitt-

2.1. Parallelaktion: Die Fortsetzung

In der Gewissheit, einer zeitweiligen Sicherheit für seine Tochter, flog Lüds in irrsinniger Eile Richtung Wien. Er musste den Psychoanalytiker Freud aufsuchen, der inzwischen seine Praxis hatte verkaufen müssen und als abgehalfteter Hypnotiseur durch die Lande tingelte. Ihm wollte er die Erfindung seiner Wissenschaft vorwerfen, mit Hilfe derer man in der Zwischenzeit allerhand Missbrauch betrieb. Insbesondere was die Massenpsychologie betraf, deren man sich gerne zu Suggestionen zwecken bediente. Richtig angewandt, konnte man dem einfachen Volk prinzipiell alles glauben machen. Auf dem Weg nach Wien legte er lediglich einen kleinen Zwischenstopp im Berchtesgadener Land ein, wo er einen alten Rastamann aus seiner langjährigen Kerkerhaft befreite. Irene und Alfred Henschke hatten dies zur Bedingung gemacht, da sie ihm eine Lektion in neuerer Religion erteilen wollten. Die beiden versprachen, im Gegenzug Niedereggersdorf bei Schoffenwalde unter ihre Kontrolle zu bringen, wofür sie nötigenfalls Schlafsand einzusetzen gedachten, der seit der Zerschlagung des Sandmannkartells im ostdeutschen Untergrund als Alternative zum verbalen Sprengstoff kursierte. Hatte der Sandmann sein Kulturgut noch in die Augen gestreut, wurde es nun von den ersten Aktivisten dem jeweiligen Gegner ins Bier geschüttet, wodurch dieser sich auf einen geheimen Tag X vertrösten ließ, an dem das dumme Opfer zur Schlachtbank geführt werden sollte. Bis dahin waren die Betroffenen dann gewöhnlich zu müde, um sich über dessen Ergreifen noch Gedanken machen zu können. Außerdem gelang es dadurch, die ärgsten Sittenstrolche in scheinbarer Sicherheit zu wiegen und gleichzeitig deren sittenwidriges Verhalten durch gezielte Lähmungserscheinungen in den Gliedmaßen, vollständig außer Kraft zu setzen.

Fortsetzung des Zwischenspiels mit Paukenschlag:

Montag 18.07.

Ich habe seit Inges Tod panische Angst, meiner Tochter könnte ebenfalls ein tragisches Unglück zustoßen. Sie aber zu mir zu nehmen, schien mir ein noch größeres Risiko zu bedeuten. Mein Vermögen ist inzwischen durch private Nachforschungen soweit geschrumpft, dass es kaum mehr genügend Zinsen für mein monatliches Überleben abwirft. Ich bin deshalb sehr dankbar, dass ihre Pflegefamilie kein Honorar benötigt. Auch möchte ich mich an dieser Stelle für die kryptische Aufzeichnung meiner letzten, gestrigen Worte in aller Form entschuldigen. Aber gegen 23 Uhr ging in meiner Zelle das Licht aus, so dass ich zum Ende an Buchstaben sparen musste. Die weitere Entwicklung des vergangenen Samstags gestaltete sich also fort:

„Wittgenstein hat es dann einige Zeit als Dorfschullehrer versucht.“, begann mich der Haberer aufzumuntern. „Warum suchst du dir keine sinnvolle Beschäftigung, die dich wieder in Gesellschaft bringt? Du hast zu viel Kraft in eine unnütze Sache investiert. Auch wenn du die Wahrheit haarklein aufdecken könntest, ist und bleibt Inge tot.“ Ich setzte Kürnberger daraufhin auseinander, dass eben dies das Problematische sei. „Seit Inge tot ist, bietet man mir keine sinnvollen Beschäftigungen mehr an.“ Ein direkter Zusammenhang ließ sich allerdings nur schwer herstellen, weil ich vorher jegliche Angebote abgelehnt hatte und sich deren Ausbleiben gewissermaßen transzendent vollzog. Mit Inges Tod wendete sich peu a peu auch meine ganze Bekanntschaft von mir ab. Was die Sache von der damaligen des Haberers unterschied, war das gänzliche Nichtwissen um das Warum. Mir war es nicht um Rache oder die Wahrheit zu tun, sondern schlicht um die Beendigung dieses unhaltbaren Zustandes. Zumal sich die Auswirkungen bereits unmittelbar nach dem Unfall bemerkbar machten. Als ob man mir die Tragödie anlastete, musste ich mir von ihren nächsten Verwandten allerhand Schuldzuweisungen gefallen lassen. So warf man mir beispielsweise vor, auf getrennten Urlaub bestanden zu haben, obwohl Inge unbedingt allein ins Gebirge fahren wollte. Zudem vergoss ich während der Trauerzeremonie keine Tränen, was jedoch einzig und allein daran lag, dass mich bereits zu diesem Zeitpunkt eine leise Ahnung beschlich, bei ihrem Unfall sei eine heimtückische Manipulation im Spiel gewesen.

Das einzig ernstzunehmende Indiz hierfür lieferte die Polizei. Aus deren Vernehmungen wusste ich, dass ihre sämtlichen Anruferlisten komplett gelöscht waren. Angeblich sei es dadurch unmöglich zu ermitteln, ob und mit wem sie in den Tagen vor dem Unfall in Kontakt getreten sei. Und da ich es zu jenem Zeitpunkt auch nicht besser wusste, musste ich über meine Zweifel schweigen.

Ich kann nicht sagen, ob es nun jene Überlegungen waren, die mich vom Weinen abhielten. Wie mir der Haberer sagte, habe ich in jener Zeit vollkommen abwesend, wenn nicht apathisch gewirkt. Jetzt sagte er mir, ich solle nun endlich in die Gänge kommen und bot mir eine Prieze Koks an. Ich lehnte nicht ab. Kurze Zeit später tranken wir wieder Bier und Kürnberger begann abermals mit Wittgenstein. „Er hat damals seine Entlassung aus dem Schuldienst eingereicht, nachdem er einen Buben verprügelt hatte. Wahrscheinlich wäre er daraufhin sowieso suspendiert worden.“ Ich gestand dem Haberer daraufhin, dass mir derlei Erziehungsmethoden keinesfalls zusagten, weil ich mir nicht vorstellen konnte, meine eigene Tochter später einmal zu verprügeln. Irgendwie hatte ich in der Zwischenzeit eine Art Beschützerinstinkt entwickelt, der einfach unmöglich zu leugnen war. Der Haberer meinte aber, dass der Grund hierfür inzwischen wohl nicht mehr zu ermitteln sei, schloss aber auf eine hochgradige Gemeinheit des Burschen und sprach sich gegen eine gänzlich antiautoritäre Erziehung aus. „Was ist nun,“ sagte er „wenn ihn der Bursche mit Anzüglichkeiten betreffs seiner Homosexualität zur Weißglut brachte? Kinder können schrecklich grausam sein!“ Ich aber wollte nicht umhin, dafür die Erziehung verantwortlich zu machen. Damit allerdings, so meinte er, sei das Zauberwort plötzlich ausgesprochen...

„Über Wittgensteins Philosophie ranken sich die seltsamsten Gerüchte! Etwas Genaues weiß man nicht.“ orakelte Kürnberger. „In meiner damaligen Magisterarbeit habe ich behauptet, es handle sich m.M.n. um eine Art jüdischen Gottesbeweis. Oder eben Nichtbeweis. Wie man eben will. In jedem Fall ist sein Tractatus streng hierarchisch gegliedert. Überhaupt ist Wittgenstein im Gegensatz zu Nietzsche klar strukturiert, der genau dies aus innerer Überzeugung ablehnte und quasi geistig von seiner Schwester vergewaltigt wurde, indem sie posthum sein so genanntes Hauptwerk veröffentlichte, was ihn eben erst so gefährlich macht. Und Wittgenstein gibt m.M.n. genau darauf die einzig richtige Antwort!“

Zugegebenermaßen ahnte ich von all dem bis dahin wenig. Ich wusste zwar, dass man Nietzsche mit zwei Weltkriegen in Verbindung brachte, hörte aber darüber erstmals Konkretes. Aber nach dem Koks wollte ich an die frische Luft. Mittlerweile hatte es sich ein wenig bewölkt und wir brachen Richtung Donau auf. Wir wanderten zunächst flussaufwärts. Unterwegs schwiegen wir ungeheuerlich viel. Unser Gesprächsthema wurde selbst mir nun zu heikel, seit Kürnberger auf die Religionen zu sprechen kam, deren Grundtenor trotz aller Differenzen auf erzieherische Fragen lenkt. Einer lebenslänglichen Erziehung allerdings. Wie der Haberer meinte, wollte dies manch einer, der die absolute persönliche Freiheit vertrete, einfach nicht wahrhaben. Wahrscheinlich hatte er in seiner Wiener Zeit bereits einige davon kennengelernt, die er wohl auch zu Beginn unseres gemeinsamen Nachmittages gemeint haben musste...

Kürnberger war zu klug, als dass er nicht um seine Wirkung wusste. Vermutlich verschwieg er aus jenem Grund auch den folgenden Satz, den er erstmals äußerte, nachdem wir uns wieder außerhalb aller Gesellschaft befanden.

Die Parallelaktion geht weiter

Unser Kamerad hatte sich gewissermaßen in einen platonischen Dialog verstrickt. Als er den Rastafarimann der bayerischen Justiz entriss, entkamen beide nur ausgesprochen knapp. Der Bärtige erklärte Lüds, dass sich die Rastafaribewegung inzwischen zu einer ernstzunehmenden religiösen Alternative entwickelt hätte, die sich im übrigen stark alttestamentarisch orientiere. Unser Freund interessierte sich dafür zwar zunächst herzlich wenig, war aber ausgesprochen froh, seit dem jungen Werther endlich wieder einem Menschen begegnet zu sein. Irene und Alfred Henschke waren leider in Wirklichkeit tot, lebten aber durch Klabunds Gedichte fort und sind in dieser Geschichte beauftragt, seine Tochter zu beschützen. Soviel er in der Zwischenzeit über Niedereggersdorf bei Schoffenwalde erfahren hatte, war auch sie leider in großer Gefahr, so dass er sich nicht ewig auf den Beistand der beiden Toten verlassen wollte. Dies erklärte er auch dem Rastafarimann, der ihn zumindest erst einmal von seinem frischen Gras anbot. Dessen Genuss beruhigte unseren Freund erst einmal ungemein, zumal ihn sein Begleiter zu

unbedingter Geduld ermahnte. Also gelangten die beiden nach Wien, wo sie an einem Freitag gegen Abend landeten.

Sie stiegen vor dem Hotel Sacher ab, aus dem ein fürchterlicher Lärm dröhnte. Vorschlaghämmer wetteiferten mit Motorsägen um die meisten Dezibel und Lüds heuerte als Schubkarrenschieber an. Er war dies schließlich vom Löchergraben bereits gewohnt. Insbesondere in seiner letzten Zeit beim Maulwurf mussten hin und wieder größere Erdmassen umgelagert werden, da ja der Maulwurf bereits in der Umgegend von Wunsiedel gegraben hatte, ohne unseren Freund darüber in Kenntnis zu setzen. Anschließend hatte er ihn auch noch in erpresserischer Weise seines Fahrrads beraubt, weil er sich seinerzeit keinen juristischen Beistand leisten konnte. Als Schubkarrenschieber verdiente man seinerzeit in Wien zwar nicht viel, aber es reichte zum Überleben. Nach einigen Wochen mühseliger Schieberei aber zertrümmerte Lüds dann ganz unvermittelt im Suff die Mozart Toilette am Karlsplatz, wo der Einlassautomat kein Wechselgeld auf seinen letzten Kreuzer gab. Dies geschah aber auch bloß deshalb, weil sich der Rastamann mit dem Teppich für mehrere Tage aus dem Staub gemacht hatte, um Gras zu besorgen, während unser Freund in dieser Zeit eifrig trank. Anders war das Leben damals auch nicht zu ertragen. Endlich gelang es ihm aber, die Rufnummer Freuds zu erfragen, an den er sich nach der Zerschlagung der Mozart Toilette auch umgehend wandte. Unser Kamerad ließ sich also vom Seelenklempner hypnotisieren, worüber die folgende und letzte Wanderung genauestens Rechenschaft ablegt...

Die vierte und letzte Wanderung

Der erster Teil: Worin das Tagebuch fortgesetzt wird.

Dienstag, 19.07.

„Gewalt ist auch eine Lösung!“, prognostizierte der Haberer also, nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass wir auch garantiert nicht belauscht werden konnten. Nach einer guten halben Stunde Weges gelangten wir dann an den Wasserpark, wo wir über eine Brücke zum anderen Donauufer übersetzten. Von dort aus schlenderten wir stadtauswärts über den

Handelskai. Gegen etwa 17:00 Uhr erreichten wir die Stadtgrenze. Der Haberer sprach davon, eine weitere Stunde flussaufwärts ein Strandlokal aufzusuchen, wo sich immer ein Schachgegner finde. Die Rucksäcke mit Bier verlangsamten allerdings unseren Schritt, zumal wir uns bei jeder Gelegenheit über die prächtige Donaulandschaft ausließen. Kürnberger wünschte sich direkt am Strandufer einen Bungalow, scheute sich aber vor dem bürokratischen Aufwand. Die Kostenfrage hatte sich auch bei ihm bemerkbar gemacht, seit ihm diese böartige Intrige widerfahren war, an die sich noch dazu ein juristisches Debakel angeschlossen hatte. Als die Glocke 19:00 Uhr schlug, erreichten wir das Lokal „Babel“, das eine Veranda zum Fluss hin besitzt.

Mittwoch, 20.07.

Mir gelingt es im Moment nicht, ernsthaft Tagebuch zu schreiben. Die Verhöre, in denen ich immer wieder gezwungen werde, bereits getroffene Aussagen zu Inges Tod zu wiederholen, bei denen ich mich offensichtlich in Widersprüche verwickeln soll, beschäftigen mich ununterbrochen. Was will man von mir? Wo ich doch den Tathergang bereits auf das Genaueste geschildert habe. Zuweilen beschleicht mich das Gefühl, man möchte mir zwei Morde zur Last legen. Kommissär Bärbauch grinst immer eklatant höhnisch nach Beantwortung jeder zweiten Frage, die ich so oder zumindest ähnlich bereits nach Inges Tod gestellt bekam, obwohl ich zum Zeitpunkt des Unfalls unmöglich auch bloß in ihrer Nähe gewesen sein konnte. Inge hielt sich, wie bereits gesagt, im Gebirge auf, während ich dieser Tage Deutschland bereiste. Erfahren habe ich von ihrem Tod in Weimar, wo ich mich für einige Tage im Elefanten einquartiert hatte. Gerade war eine Goethenovelle von mir bei einer Zeitung abgelehnt worden, so dass ich es mir trotzdem nicht nehmen ließ, dessen frühere Wahlheimat zu inspizieren. Die Nachricht von Inges Tod traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Da die Beerdigung wegen der gerichtlichen Untersuchung erst eine komplette Woche später stattfinden sollte, blieb ich bis dahin in Ostdeutschland. Bereits im Elefanten wurde ich erstmals auf einen Allerweltsmenschen aufmerksam, der eine dunkle Sonnenbrille trug. Offensichtlich besaß dieser unter den Bediensteten großes Ansehen, was auf einen regelmäßigen Besucher dieses vornehmen Hotels hindeutete. Bis zur Nachricht von Inges Tod schenkte ich dem allerdings wenig Beachtung, was sich erst änderte, als ein Mann gleichen Typs auch in dem Hotel aufkreuzte, wo Inges Verwandtschaft in den Tagen

der Trauerfeierlichkeiten untergebracht war. Der Mensch erregte keinerlei Aufsehen. Als ich Inges Verwandtschaft auf ihn aufmerksam machte, war er einem Teil von ihnen bereits bekannt. Wie man mit Bestimmtheit annahm, hieß er Olaf und war Friedensforscher. Aber ich muss meine Aufzeichnungen für heute Beenden, da das wöchentliche Bad mit anschließender Nachtruhe ansteht. Der Wärter macht bereits Aufstand, ich solle die Bibliothek innerhalb des nächsten Minuten verlassen.

Donnerstag, 21.07.

Ich befürchte, ich werde mein bereits geäußertes Geständnis hier wiederholen müssen. So dass ich heute da fortsetze, wo ich vorgestern innehielt.

Natürlich nahmen wir bei diesem Wetter draußen Platz. Die Sonne stand bereits tief, so dass man ständig *blinzeln* musste, wenn man zu dieser Stunde keine Sonnenbrille trug. Einer derjenigen, die dies taten, setzte sich kurze Zeit später an unseren Tisch und fragte den Haberer, ob er derjenige sei, mit dem er im Onlineschach Kontakt aufgenommen habe. Falls dem so sei, wünschte er eine Revanche. Offensichtlich hatte sich Kürnberger für diesen Abend verabredet, was er mir jedoch vollends verschwiegen hatte. Dennoch war ich im Eigentlichen froh, nicht als Sparringspartner für ihn herhalten zu müssen. Der Haberer beauftragte mich, beim Wirt ein Schachbrett zu holen, der mehrere davon zu besitzen schien. Im Inneren des Lokals spielte bereits ein Pakistani gegen einen Inder, während sich im Raucherzimmer ein Russe und ein Franzose duellierten. In beiden Fällen starrten vier unnachgiebig wirkende Augen auf ein Spielfeld, welches jeder unter seine Kontrolle zu bringen versuchte. Vom Wirt erhielt ich ein Brett, das den beiden anderen haargenau glich. Auch die Figuren waren die selben, wie man sie beinahe überall auf der Welt findet. Wenig später saß ich wieder beim Haberer am Tisch, wo ihm der Mann mit der Sonnenbrille, dessen Namen ich bis heute nicht weiß, seine begangenen Fehler auseinandersetzte, derenthalben er sich geschlagen geben musste. Zudem verteidige er lieber, als dass er eröffne...

Zu Beginn des Spiels wähnte sich der Haberer auch diesmal im Vorteil. Dann aber brachte ihn der Andere mit einigen theorieabweichenden Zügen ins Wanken, bis der Angreifende schließlich fiel. Kürnberger gab sich ob dieser Niederlage sehr grob. So warf er ihm das

nachmalige Studium ihrer gemeinsamen Online-Partien vor, worauf seine gesamte Strategie zurückzuführen sei. Ich selbst schob es auf das etliche Bier, das wir bereits auf dem Hinweg konsumiert hatten, worauf Kürnberger nunmehr zu Rotwein gewechselt hatte. Auch spielte er viel zu hastig, als dass er seinen Gegner zu dieser Stunde noch in Bedrängnis bringen konnte. Er verlor auch das nächste Spiel und ließ seinem Ärger darüber freien Lauf. Es sei für den Brillenträger unüblich, das sizilianische System abzulehnen, was er sonst immer gespielt hätte. Und auch er fordere für die letzte Niederlage Revanche. Obendrein bestand er auf einer Stunde Bedenkzeit.

Freitag, 22.07.

Gegen 20:30 Uhr dürfte es gewesen sein, als der Haberer auch die zweite Partie verloren hatte. Es war also die Zeit der blauen Stunde. Die menschliche Pupille musste sich weiten, wollte sie noch über die einbrechende Dunkelheit triumphieren. Der Haberer verschwand auf dem Klo und wird wohl nochmals gekokst haben. Jedenfalls wirkte er munterer als zuvor. Auch ging er den Brillenträger abermals barsch an. „O...“ nannte er ihn nur indirekt beim Namen, „du weißt aber schon, dass ich die Revanche nicht hier einfordere?“ „Wo dann?“, fragte O... „Ich will sehen, dass du nicht zu Hause heimlich unsere Partien studierst. Warum gehen wir nicht zu dir? Ich spendiere das Taxi.“ O... ließ sich offenbar einschüchtern. „Du hast sicher nichts dagegen, dass der Haberer auch mitkommt?“ Mir selbst war die Situation eher peinlich, in die ich geraten war. Da ich aber Kürnberger möglichst vor einer größeren Dummheit bewahren wollte, gab ich schließlich nach und erklärte mich dazu bereit, mit in die Wohnung des Brillenträgers zu kommen. Irgendwie war mir dieser Mensch sowieso von Anfang an suspekt, allerdings wusste ich nicht, dass der Haberer vermutlich bereits die ganze Zeit über einen geheimen Plan verfolgte. Das Taxi hielt etwa eine halbe Stunde später vor dem Lokal. Nach vielleicht weiteren 15 Minuten erreichten wir die Wohnung von O... , der im Alsergrund wohnte.

Montag, 25.07.

Die Haftbedingungen werden immer unerträglicher. Am Wochenende durfte ich nicht einmal die Bibliothek aufsuchen, um meine Gedanken zu ordnen. Soviel man mir zu

verstehen gab, ist auch der Haberer des gleichen Delikts angeklagt, zu dem ich bereits ein umfassendes Geständnis abgelegt habe. Kommissär Bärbauch grinst während der Vernehmungen weiterhin auffallend süffisant, während ich wieder und wieder zu früheren Aussagen Stellung nehmen muss. Ich komme auch nicht umhin anzunehmen, dass diese Aufzeichnungen gegen mich Verwendung finden sollen, da man mich während der wenigen freien Zeit ungehindert darin fortfahren lässt. Dass diese nicht im Nachhinein sorgfältig auf eine mögliche Achillesverse geprüft werden, erscheint mir äußerst unwahrscheinlich. Auch schreibe ich täglich unter enormen Zeitdruck, da mir lediglich 27 Minuten Rechnerzeit zur Verfügung stehen. Die restlichen 3 Minuten der vorgesehenen halben Stunde sind zum Hochfahren des Computers und für das Anlegen einer Sicherungsdatei vorgesehen. In dieser Zeit muss es mir jedes Mal gelingen, meine Gedanken einigermaßen so zu ordnen, damit ich erstens die Chronologie der Ereignisse nicht aus den Augen verliere und zweitens des inneren Antriebs gedenke, der mich zu dieser nutzlosen Arbeit zwingt. Für heute muss ich die Sitzung sogar noch um elf Minuten verkürzen, weil ich zur Essensausgabe eingeteilt wurde. Mit etwas Glück kann man sich bei früherem Erscheinen an den überschüssigen Resten verköstigen, die sonst bloß im Abfall landen. Wenigstens ist man an solchen Tagen über die Maßen satt. Aber es wird Zeit; auch die anderen Häftlinge sehnen sich zuweilen nach diesem Völlegefühl.

Dienstag, 26.07.

Man schalt mich dumm, dass ich erst sechs Minuten vor acht in der Küche erschien. Alle angefallenen Reste waren unter den Mithäftlingen bereits aufgeteilt. Einen Narr nannte man mich, nachdem ich gestand, meine freie Zeit in der Bibliothek zugebracht zu haben. Dass ich das hier Geschehene bruchstückhaft niederschreibe, erwähnte ich nicht. Des weiteren hielt man sich von mir fern. Irgend eine Schwuchtel zwinkerte mir unaufhörlich zu. Am Nachmittag sah ich eben diesen, sich mit jemand vom Wachpersonal unterhalten. Später blinzelte mir dann auch noch dieser feiste Mensch schadenfroh zu. So als wüssten sie schon, was noch auf mich zukommen wird. Ich befürchte nämlich zum Mindesten, dass mir durch meine Bekanntschaft mit Kürnberger Homosexualität unterstellt wird. Was mir bei anderen grundsätzlich scheißegal ist. Hauptsache man lässt die Kinder in Ruhe, worüber ich mir beim Haberer zweifelsfrei sicher bin. Maik ist zwar auch um einiges jünger als Kürnberger,

aber gerade dessen größere Lebenserfahrung zieht ihn vermutlich an. Natürlich auch dessen großes Wissen in philosophischen Fragen, während er nicht gerade als Entdecker der stoischen Ruhe angesehen werden kann. Insbesondere wenn er Koks nimmt, kann Kürnberger sehr aggressiv auftreten, der mich immer als „the german weichei“ bezeichnet, seitdem er von meiner Schwärmerei für die deutsche Literatur weiß. Ich muss auch wirklich zugeben, mich zeitlebens so gut wie nie geprügelt zu haben, da ich immer der Auffassung war, dass sich mit Gewalt noch nie etwas besserte. Verdrischt man jemand, landet man womöglich vor Gericht, wird man verdroschen, weiß man nie, wie die Sache ausgeht. Schlägt man einen Schwächeren, ist man ein feiges Arschloch, wird man von einem Stärkeren verkloppt, war man bescheuert genug, sich mit ihm anzulegen. So wage ich es im Moment auch nicht, dieser Schwuchtel einfach zwei auf die Schnauze zu dreschen. Meine persönlichen Haftbedingungen können sich dadurch nur weiter verschlechtern, auch wenn ich mich durch dessen dauernde Anwesenheit inzwischen arg provoziert fühle. Außerdem ist es mir unmöglich zu erahnen, wie die anderen Häftlinge auf eine solche Attacke reagieren würden. Ihn selbst hätte ich leicht mit ein zwei Schlägen niedergestreckt.

Mittwoch, 27.07.

Ich weiß nicht, ob man mir bloß Angst einjagen will, oder ob hier, hinter diesen Gefängnismauern ernste Gefahr auf mich lauert. Inzwischen sind es nicht bloß mehr die beiden bereits erwähnten Gestalten, die mich heimtückisch anblinzeln. Mittlerweile scheinen sieben weitere Insassen und zwei Wärter gegen mich zu intrigieren. Ich habe meine Beobachtungen inzwischen einem anderen Wärter anvertraut, der höchstwahrscheinlich nicht zu dieser Gruppe gehört. Zumindest kam es schon des Öfteren zu Reibereien zwischen ihm und den beiden Beamten, die bereits die ganze Zeit versuchen, mich mit ihren psychologischen Spielchen zu einer unbedachten Reaktion zu reizen. Ich kann nur versuchen, mich dahingehend schadlos zu halten, da sich die Gruppe eindeutig in der Mehrzahl befindet. Kürnberger wurde inzwischen in einem vollkommen anderen Trakt untergebracht, deren Anzahl an Berührungspunkten gewissermaßen gegen Null konvergiert. Ich sah ihn bisher lediglich ein einziges Mal aus der Ferne, als er im Anschluss an mein Verhör gerade in ein Untersuchungszimmer geführt wurde, welches sich aber ziemlich genau am anderen Ende des Ganges befand, so dass es mir bisher nicht gelang, auch nur ein

einziges Wort mit ihm zu wechseln. Ich hoffe, dass man wenigstens ihn bald entlässt, da schließlich ich es war, der auf diesen O... schoss. Obendrein stellt sich die ganze Sache ziemlich eindeutig dar.

Donnerstag, 28.07.

O... wohnte allein. Der Haberer inspizierte zunächst sein ziemlich beeindruckendes Bücherregal, wo sich aber vorwiegend Krimis und einige Bestseller, vorwiegend unterhaltungstechnischer Natur befanden. Das einzige was Kürnberger zum Thema Schach entdeckte, war ein Lexikon, dessen Qualität er lobte (ich nehme an, dass er selbst ein solches Exemplar besitzt). Kürnberger und ich koksten nochmals heimlich in der Garderobe, während O... das Spiel suchen ging. Offensichtlich spielte er selten zu Hause, da er lange Zeit überlegen musste, wo er es eigentlich hin geräumt hatte. Als wir aus der Garderobe zurück kamen, hatte er es aber endlich gefunden und war bereits damit beschäftigt, die Figuren aufzustellen. Kürnberger gab vor, mir etwas dringendes mitgeteilt zu haben, was ich umgehend noch erledigen müsse. Ich wusste allerdings ganz und gar nicht, was ich den Moment tun sollte und starrte Kürnberger an. Der Haberer befahl beinahe, inzwischen den USB-Stick zu holen, der sich in seinem Wagen befand. Er nannte die Straßenbahnlinie und die Station, wo sein grellgelber Opel vor einer Drogerie abgestellt war und behauptete, dies sei ausgesprochen wichtig. Inzwischen würde er den O... auseinander nehmen. Bevor ich fort ging, ließ ich mir versichern, dass er damit ausschließlich das Spiel meinte. Er tat dies, indem er zumindest zwei gewonnene Spiele forderte, nach denen er oder O... als Sieger des Duells feststehen sollte.

Freitag, 29.07.

Die Straßenbahnhaltestelle war nur wenige Meter von O...s Haus entfernt. Ich musste weniger als zehn Minuten warten, bis ich die nächste Bim bestieg. Es war inzwischen fast 22:00 Uhr geworden und beinahe dunkel. Wie ich dem ausgehängten Streckenplan entnehmen konnte, waren es 14 Stationen bis zu der Haltestelle, die mir von Kürnberger genannt worden war. Die Fahrzeit betrug knapp 30 Minuten, innerhalb derer ich viele Lichter sah. Der Koks und das Bier hatten die Sinneseindrücke ohnehin verstärkt. Die

Müdigkeit vom Nachmittag war einer zunehmenden Euphorie gewichen. Auch das Gefühl, es würde in dieser Nacht noch etwas schwerwiegendes geschehen, verstärkte sich bereits auf der Hinfahrt. Ich fand die Drogerie und den grellgelben Opel einigermaßen schnell. Im Handschuhfach lagen eine Menge zerknüllter Strafzettel. Weil ich unter diesen den USB-Stick rasch fand, schlug es gerade erst 23:00 Uhr, als ich diesen Kürnberger in der Wohnung von O... übergab. Kürnberger setzte O... auf dem linken Flügel gerade stark unter Druck.

Der zweite Teil: Welcher sich wieder den Geschehnissen um Lüds zuwendet

Unser Kamerad hatte also eine Mozart Toilette zerschlagen, sich in Folge dessen nach Dr. Freud durchgefragt, der ihn dann schleunigst hypnotisierte. Es geschah viel in diesen Tagen. Lüds träumte während der Behandlung schlecht. Ein rothaariger Gnom, der eine kackbraune Arbeitskluft trug, verfolgte ihn auf Schritt und Tritt. Machte unser Freund „Hü“ entgegnete der Hutzelzweg „Hott“. Es war einfach nicht möglich, ihn von sich zu scheuchen. Der Traum endete jedenfalls damit, dass der Gnom, der sich zwischenzeitlich immer wieder als Staplerfahrer zu erkennen gab, bei seinen Nachstellungen die Balance verlor und von einem enorm hohen Berg in die Tiefe stürzte. Vom Hypnotiseur erfuhr unser Kamerad, dass es sich bei seinem Traum eindeutig um eine Wunscherfüllung handelte, was von ihm auch unmöglich zu leugnen war. So bekloppt wie das Hutzelmännchen aussah! Außerdem hatte es im Traum auch noch haufenweise Bücher nach ihm geworfen, die ihr Ziel allerdings weitgehend verfehlten. Bloß mit einem dünnen Heftchen aus des Cusanus Schriften traf er ihn am rechten Ohr. Dieser griff daraufhin wahllos zu seinen Glasperlen, wovon eine die Stirn des Staplerfahrers frontal erwischte. Dieser wankte zuerst und fiel dann in eine endlose Tiefe...

Als unser Kamerad erwachte, war es ihm, als hätte er etwas ähnlich hanebüchenes bisher noch nie geträumt. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Freud selbst wusste mit dem Ergebnis der Sitzung allerdings auch nichts weiter anzufangen und verwies ihn an einen Kollegen, der mit der Entwicklung des Archetypus in der Psychologie von sich reden gemacht hatte. Allerdings wohnte der in der Schweiz, so dass Lüds gezwungen war, auf den Rastafariman zu warten, da er ohne den Teppich nicht wusste, wie er in die Schweiz

gelangen sollte. Freud hatte ihn zu allem Überfluss krank geschrieben, so dass er mit seiner freien Zeit nichts besseres anzufangen wusste, als sich eine der Schriften von Freuds Kollegen in der Bibliothek zu entleihen. Er wollte auf eigene Faust herausfinden, was es mit diesem merkwürdigen Hutzelzweg auf sich hatte. Das einzige, was er allerdings fand, war eine Abhandlung über den gemeinen Giftzweg aus der Gattung der Bergzwege. Der genaue Wortlaut derselben, soll dem Leser natürlich keinesfalls vorenthalten werden.

Der gemeine Giftzweg aus der Gattung der Bergzwege gehört zur Familie des Wegwerchs. Wegwerche zeichnen sich durch ihr familientypisches Verhalten aus, welches sich seit der archaischen Ursudelei als konstanter Determinismus herausgestellt hat, so dass der Wegwerch wahrscheinlich gar nicht anders kann, als zu sein, wie er ist. Dabei ist der Wegwerch nicht einmal darauf fixiert, sein Paarungsgebaren gegen eigene Familienmitglieder zu richten, sondern bemüht sich schlimmstenfalls sogar um gattungsübergreifende Kontakte, wogegen selbst die ernstliche Warnung „Cave!“ schon oftmals nichts auszurichten vermochte. Demnach ist der Wegwerch auch durch dringende Mahnungen nicht von seinem Verhalten abzubringen, so dass sich die notwendigen Gegenmaßnahmen zu dieser Abnormität geradezu zwangsläufig ergeben:

- 1. Sollte der Wegwerch nicht bloß vom eigenen Nachwuchs sondern von der Nachkommenschaft jeglicher Familien ferngehalten werden.*
- 2. Bekunden sie einem Wegwerch in keinster Form Mitleid!*
- 3. Teilen sie die strikte Warnung „Hüte dich!“ unverzüglich jedem dahergelaufenen Wegwerch mit!*
- 4. Lassen sie sich vom Wegwerch niemals über seine Herkunft und wahren Absichten hinwegtäuschen! Dies erfordert ein hohes Maß an Beobachtungsgabe.*
- 5. Wenn ein Wegwerch auffällig werden sollte, nennen sie ihn sofort beim Namen!*
- 6. Seien sie vorsichtig beim Aufkreuzen von gleichzeitig mehreren Wegwerchen! Sie werden versuchen, Ihnen gefährlich zu werden.*
- 7. Unterschätzen sie den Wegwerch um Gottes Willen nicht! Der Wegwerch hat im Verlauf seines Daseins bereits so viele Mutationen hervorgebracht, dass er in den Populationen sämtlicher Nichtwerche nur noch schwer auszumachen ist.*
- 8. Ergeht der Appell an alle Nichtwerche, wachsam zu sein.*

Die Familie des Wegwerchs entstammt der Ordnung der Zwärchwerchartigen, die sich im Grunde noch kleiner machen als sie eigentlich sind. So unterscheiden sich die Zwärchwerchartigen von den Schlichtwerchartigen unmöglich in Körperbau oder Intelligenz, sondern einzig durch deren unterschiedlichen Gebrauch. Der Zwärchwerchartige stellt seine Zwärchwerchartigkeit für gewöhnlich übertrieben zur Schau, während der Schlichtwerchartige sich einigermaßen gibt, wie er ist. Auch kann den Schlichtwerchartigen im Gegensatz zu den Zwärchwerchartigen nichts Schlechtes nachgesagt werden, handelt es sich doch bei diesen auch um eine völlig andere Ordnung, die jedoch ebenfalls der Klasse des Waldschrats unterzuordnen ist.

Beim Waldschat im Allgemeinen handelt es sich um einen kleinwüchsigen Charakter, der zumeist außerhalb urbaner Siedlungen anzutreffen ist, wenngleich auch dort bereits zahlreiche Exemplare ausgemacht wurden. Waldschräte benötigen zum Überleben allerdings ein hohes Maß an Zurückgezogenheit, was dem Stadtschat konsequent abgeht. Dem Stadtschat indes genügt es, andauernd einen Haufen Gewerchs um sich zu haben, damit er sich wohlfühlt. Dabei merkt er oft nicht, wie er selbst durch den ständigen Umgang mit dem vielen Gewerch, in ein zwielichtiges Umfeld gerät. Stadtschräte sind allerdings geschickt im Vertuschen von Zwielichtigkeiten, so dass es wohl auf absehbare Zeit nicht gelingt, den Stadtschat seiner Gepflogenheiten zu entwöhnen, was jedoch vom Waldschat ebenfalls gesagt werden muss. Insbesondere dem Kloakenwaldschat, einer weiteren Ordnung innerhalb der Klasse der Waldschräte, unterstellt man Zivilisationsflucht. Der Kloakenwaldschat stinkt also weitestgehend allein vor sich hin. Allerdings kommt es vor, dass sich bestimmte Werche vom Gestank des Kloakenwaldschrats angezogen fühlen, der sich bei Berührung mit einem solchen, auch umgehend auf den entsprechenden Werch überträgt. So wurden Kloakenwaldschräte beobachtet, in deren Umfeld sich eine Vielzahl von Werchen befanden, die sich samt und sonders ihres üblen Geruchs auch noch erfreuten, der sich vom Kloakenwaldschat auf sie übertragen hatte. Man spricht dabei vom Junghansschen Riechphänomen, welches aufgrund seiner enormen Unwahrscheinlichkeit in keinerlei Fachliteratur Erwähnung findet. Dennoch ist es ein Faktum, dass sich inzwischen wieder die unterschiedlichsten Werche, noch dazu in potentiell zunehmendem Maße, sich um den Gestank des einzelgängerischen Kloakenwaldschrats scharen, wogegen niemand so

recht vorzugehen weiß. Insbesondere da gerade jene Exemplare für den normalen Betrachter höchst unkenntlich sind. Der Kloakenwaldschrat ist demnach extrem negativ zu beurteilen.

Die Waldschräte nun, gehen neben den Stollentrollen und dem gewöhnlichen Haustroll aus dem übergeordneten Stamm der Trolle hervor. Bei Trollen allerdings, weiß man zunächst einmal überhaupt nicht, woran man mit ihnen eigentlich ist. Ihre Merkmale gelten als streng differenziert. So kann der Troll im allgemeinen weder als groß noch als klein beschrieben werden. Da er nordischer Abstammung ist, geht man von einer hellen Hautfarbe aus, kann sich aber auch täuschen. Weil nun einmal handelsübliche Selbstbräuner oder auch alle möglichen Schminkutensilien heutzutage durch jeden Kloppi käuflich zu erwerben sind, ist es durchaus möglich, dass man Trollen begegnet, ohne sie überhaupt zu erkennen. Als wirklich negativ gilt indes nur der Stollentroll, aus dessen zamonischer Heimat einfach nichts Gutes über ihn berichtet wird. Vermutlich hat sich an seinem Verhalten seit der Erdübersiedlung auch nichts dramatisch geändert, weil bisher auch hier noch keine einzige Publikation zum Lobe des Stollentrolls erschien, wie er überhaupt nur ausgesprochen selten Erwähnung findet. Dennoch gibt es auch andere Beispiele. Der Mumintroll, wie er bereits durch den Kollegen Jansson beschrieben wurde, ist charakteristisch für eine durchweg positive Besetzung innerhalb einer hochspezialisierten Troll-Mythologie, die insgesamt beinahe alle vorkommenden Charaktere umfasst. Darüber hinaus bemüht sich die progressive Troll-Forschung bereits seit mehreren Jahren um eine einheitliche Troll-Genealogie, die bisher allerdings noch an der enormen Komplexität und den mangelnden Geldgebern scheitert.

Um nun unsere unvollständige Spezifikation des Wegwerches abzuschließen, der, wie gesagt, den Werchartigen entstammt, die wiederum zu den Trollen gehören, sei zunächst bemerkt, dass diese insgesamt ins Reich der Fabel zu rechnen sind. Neben dieser gibt es noch das Erdreich, das Himmelreich, das Phantasie Reich und den Steinreich, der jedoch bei der Spezifikation des Wegwerchs keine Rolle spielt, da sein männlicher Artikel dem des Wegwerchs haargenau entspricht und insofern die Unterscheidung erschwert. Außerdem ist unklar, wo und wie nun genau der Wegwerch sein inakzeptables Gebaren erhielt, bevor er zum eigentlichen Wegwerch wurde. Genau betrachtet stellt sich die Frage, wessen

Abstammung der archaische Wegwerch nun wiederum ist. Weder ist solches Gebaren bei den Werchartigen noch in irgend einem Stamm von Trollen generell feststellbar, so dass bei der Erschaffung des Wegwerchs ein Fremdeinwirken nicht auszuschließen ist, welches erst das Entstehen dieses Übels ermöglichte. Dennoch sind genealogische Verbindungen zwischen dem Kloakenwaldschrat und dem üblen Wegwerch anzunehmen, wenn es auch sein kann, dass sich einst ein noch makelloser Wegwerch zu den Werchartigen verirrte, die dem Gestank eines Kloakenwaldschrats folgten. Dort kann er sich auch zunächst mit einem üblen Geruch behaftet haben, der sich fortan zur Rechtfertigung seines Gebarens heranziehen ließ, so dass das Bestehen einer genealogischen Verbindung nach wie vor nicht als gesichert gilt. Skizzen und ähnliches konnten bisher vom Wegwerch noch nicht angefertigt werden, da sein Aussehen lediglich auf extrem widersprüchlichen Aussagen beruht.

Abschließend sei nochmals die dringende Warnung an alle Wegwerche ausgesprochen:

„Cave!“

Unser Kamerad studierte die mehrseitige Abhandlung auf das Genaueste. Natürlich informierte er sich daraufhin auch eingehender über den Kloakenwaldschrat, in dessen Dunstkreis er unter keinen Umständen geraten wollte. Beruhigt zeigte er sich vorerst darüber, dass der Wegwerch und nicht der Giftzweg, den er mit dem Hutzelzweg verwandt glaubte, als das grundlegende Übel vorgestellt wurde. Was aber hatte es zu bedeuten, dass sich der Hutzelzweg im Traum ständig als Staplerfahrer zu erkennen gab? Lüds konnte bloß hoffen, dass der Rastafarimann bald mit dem Teppich zurückkehren würde, um in die Schweiz zu fliegen. Dieser indes ließ noch einige Tage auf sich warten, bevor er mit einem ganzen Rucksack hochprozentigen Almhanfs zurückkam. Dummerweise hatte er sich diesen ausgerechnet in der Schweiz besorgt, weil er dort bessere Connections besaß und es in Wien überhaupt kompliziert war, an ein bisschen Raucherei zu kommen. Den Weg hätte sich der Rastafarimann aber sparen können, wie ihm unser Freund bei seiner Rückkehr unmissverständlich auseinandersetzte. Die Vorwürfe gestalteten sich allerdings dadurch weit weniger dramatisch, weil Lüds in der Zwischenzeit den Hypnotiseur ausfindig gemacht hatte, welcher ihm schließlich den Tipp mit dem schweizerischen Kollegen gab. Er hatte

wohl auch dadurch keinen weiteren Schaden, außer dem an der Mozart Toilette angerichtet, und die Zeit großteils zu mannigfachen Studien genutzt. Noch war ihm allerdings die Bedeutung des rothaarigen Hutzelmännchens schleierhaft, welches sich unvermittelt in seine schlimmsten Träume geschlichen hatte. Dazu war es unbedingt nötig, schnellstmöglich in die Schweiz aufzubrechen.

Er informierte den Rastafarimann nach dessen Rückkehr auch unverzüglich darüber, was jener allerdings gar nicht lustig fand. Jetzt hatte er gerade das ganze Zeugs klargemacht und nun sollte er abermals die Gefahr auf sich nehmen, damit das österreichische Hoheitsgebiet zu überfliegen. Der Rastafarimann dachte nicht im Traum daran und verlangte eine dreitägige Bedenkzeit, in der er sich rituell einrauchen und anschließend einen Beschluss fassen würde. Unser Kamerad konnte nicht anders, als auf dessen Bedingungen einzugehen, hatte er doch Irene und Alfred Henschke versprochen, diesen vor der bayerischen Justiz zu schützen, die inzwischen auch in Österreich auf ihn Jagd machte, weshalb es tatsächlich das Sicherste war, in einer Großstadt wie Wien unterzutauchen. Die ausgehandelten drei Tage wollte Lüds nutzen, im Internet die sicherste Flugroute berechnen zu lassen und alle nötigen Sicherheitsvorkehrungen zu treffen, so dass der Rastafarimann nicht zweifeln durfte, die Schweiz sicher zu erreichen. Er bestellte sich die neueste Hanfhundertprozentsichersmuggelapp und richtete seine Bemühungen darauf, den Teppich vorschriftsmäßig zu tarnen. Natürlich studierte er in der verbleibenden Zeit eifrig weiter, weshalb er regelmäßig die Bibliothek aufsuchte. So blieb es nicht aus, dass am zweiten Tag der festgesetzten Frist einer der Bibliothekswächter auf ihn aufmerksam wurde und ihn in sein Büro zitierte. „Was suchen Sie eigentlich in diesen Büchern, die sie hier unaufhaltsam studieren?“ fragte er ihn? Unser Kamerad erzählte ihm daraufhin einigermaßen widerwillig diese seltsame Geschichte, in der er eines Tages nach Bayreuth aufgebrochen war, um den Dichter Jean Paul zu suchen, wie er sich dabei in eine Fußballspielerin verliebte, durch die er in Kontakt mit unzähligen Ratten geriet. Hinzu fügte er, dass ihm diese inzwischen überall über den Weg liefen und er leider eines Haufen Elends ansichtig geworden sei, hinter dem er eben jene als Fädenzieher vermute. Sein Monolog rief beim Bibliothekswächter allerdings nichts als ein Kopfschütteln hervor, so dass ihm Lüds lieber den genauen Inhalt seiner Studien darlegte. Er versicherte ihm, dass es ihm inzwischen lediglich darauf ankomme, etwas über diesen Hutzelzwerger in Erfahrung zu

bringen, über den offensichtlich bisher keinerlei Publikation erschienen war. Hier merkte der Wächter allerdings auf, so dass er entgegnete: „Wie mir scheint, wollen Sie mit Ihren Studien etwas herausfinden, worüber nirgends etwas geschrieben steht? Warum vergeuden Sie Ihre Zeit mit ganz unnützen Dingen?“ Unser Kamerad aber entgegnete: „Mir nun scheint, dass die Summe der unnützen Dinge, die der notwendigen weit übersteigt, so dass ich es bevorzuge diesem Ungleichgewicht abzuhelpfen, indem ich etwas Unnützes tue, so dass jemand, der etwas Nützlich tun möchte, nicht etwa befürchten muss, dies sei von mir schon getan.“ Jetzt verstand der Aufseher allerdings auch nichts mehr. Dennoch muss man es ihm zugute halten, dass er Lüds die Adresse eines Zwergexperten empfahl, der ganz in der Nähe eine Praxis unterhielt. Vielleicht war von ihm etwas über diesen seltsamen Hutzelzwerg zu erfahren.

Anderntags in der Frühe stand unser Freund erwartungsfroh auf. Die Praxis des Zwergexperten lag ganz in der Nähe einer Station der U4, welche er gegen neun Uhr bestieg. Der Waggon war kaum zur Hälfte gefüllt, so dass er es sich auf einer der hinteren Bänke bequem machen konnte. Die Abhandlung über den Wegwerch, worin man zumindest einiges über den Giftzwerg erfuhr, hatte er natürlich dabei. Bereits nach wenigen Stationen stieg er aus und machte sich zu Fuß auf den Weg. Die Praxis hatte er nach wenigen Minuten gefunden. Allerdings öffnete sie erst gegen Zehn, so dass er bis dahin im Wartezimmer Platz nehmen musste. Die zwergtechnische Assistentin, die an diesem Morgen das Wartezimmer des Experten betreute, gefiel ihm außerordentlich gut. Sie hieß übrigens Elfr**** und versicherte ihm, dass sich für diesen Morgen keine weiteren Zwerginteressierten angekündigt hätten, so dass ihn der Experte eingehend beraten könne. Elfr**** bot ihm einen Kaffee an. Bereits hier trieben die beiden einigen Schabernack, bevor unser Kamerad zum Zwergsachverständigen vorgelassen wurde, welcher sich als Prof. Jean Paul vorstellte...

Der dritte Teil: Worin das Tagebuch fortgesetzt und abgeschlossen wird

Montag, 01.08.

Kürnberger war es gerade gelungen, seinen Freibauern auf B7 zu befestigen und drohte mit einem Durchzug nach B8. Mit einer Damenumwandlung hätte er die erste Partie für sich

entschieden. Da dies im weiteren Spielverlauf unvermeidlich erschien, drängte der Haberer O... dazu, das Spiel aufzugeben. O... hingegen bestand auf einer Demonstration des Unvermeidlichen, was Kürnberger letztendlich noch einiges Kopfzerbrechen bereitete. Erst mehrere Züge später, als die Umwandlung unmöglich abzuwenden war, gab Kürnbergers Gegner das Spiel endlich auf. Von O... verlangte er daraufhin seinen PC einzuschalten, auf den er sich den Zugriff erbat. O... bemerkte, dass er seit seiner Operation vor einigen Jahren sowieso nichts Verbotenes mehr am Rechner anschauen würde. Wie ich bemerken musste, hatte sich der Haberer im Vorfeld über diesen O... kundig gemacht und Verständnis für dessen Vergangenheit vorgegaukelt. Er wusste, dass sich O... im Gegenzug zu seiner Entlassung aus der Psychatrie hatte kastrieren lassen. Demnach ging von ihm keine Gefahr mehr aus, weshalb er sich unauffällig in der Stadt niederlassen durfte. Wer ihm dies ermöglicht hatte; darüber schien allerdings auch der Haberer nicht unterrichtet. Dennoch schien er mehr über O... zu wissen, als diesem Recht sein konnte. So wusste Kürnberger, dass O... früher ebenfalls in Graz wohnte. Wahrscheinlich war er sogar mit einigen seiner früheren Bekannten in weitläufigem Kontakt, was ich selbst allerdings auch erst später andeutungsweise erfuhr. Auch werde ich die Aufzeichnungen für heute beenden müssen, weil mir inzwischen weitere fünf Minuten der ohnehin knapp bemessenen Zeit abgezogen wurden, die ich täglich auf die Fortsetzung eben jener verwende.

Dienstag, 02.08.

Wenn mir doch bloß mehr Zeit zur Verfügung stünde! Wieder und wieder pulsieren die gleichen Gedanken in meinem Kopf, deren Niederschrift eines zusammenhängenden Arbeitens bedürfte. Zudem wird die Situation innerhalb der Gefängnismauern immer bedrohlicher. Inzwischen üben bereits 4 Wärter und mehrere weitere Insassen mit blödsinnigen Gebärden psychologischen Druck auf mich aus, von dem ich allerdings versuche, mich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. Inzwischen bleiben sämtliche Plätze während der Mahlzeiten um mich herum frei. Beruhigt bin ich außerdem von der Tatsache, dass weiterhin Einzelhaft angeordnet wurde, was jedoch die Gedanken so unaufhörlich kreisen lässt. Vornehmlich der Mangel an Ablenkung ist es, der mich zur ständigen Gedankenspielerei zwingt, deren einziges Ventil die wenigen Minuten sind, während der ich Gelegenheit habe, diese komplexe Situation, zumindest bruchstückhaft darzustellen. Ich

werde den morgigen Tag versuchen, eine einstweilige Verlängerung der Bibliotheksnutzungszeiten zu erwirken, wofür ich denjenigen Beamten werde um Hilfe bitten müssen, dem ich mich auch mit meinen Beobachtungen anvertraute. Ich gehe davon aus, dass auch für ihn inzwischen deutlicher wurde, welche seiner Kollegen die gegen mich gerichtete Intrige unterstützen. Wie ich gerade eben erfahre, hat man Kürnberger inzwischen aus der Haftanstalt entlassen. Ich hoffe, es geht ihm gut.

Donnerstag, 04.08.

Es kommt mir beinahe vor, als warte man regelrecht darauf, dass ich irgend einen Schritt unternehme, für dessen Nutzlosigkeit bereits im Vorfeld gesorgt wurde. Der zuständige Beamte, machte mich darauf aufmerksam, dass der Computer ausschließlich zu kommunikativen Zwecken vorgesehen sei, so dass ich fortan den Glauben erwecken muss, ich stünde mit jemandem in E-Mail Kontakt. Da ich nicht weiß, wem ich mich anvertrauen sollte, werde ich mir eine Adresse anlegen müssen, an die ich meine Aufzeichnungen sende. Ich weiß obendrein nicht, ob es nützlich ist, die Mails fortan mit einer Grußzeile an meine imaginäre Briefpartnerin zu versehen. Zudem fehlen mir für den heutigen Tag eh die Worte. Wie mir durch den loyal scheinenden Beamten mitgeteilt wurde, befindet sich der Haberer zwar inzwischen nicht mehr in der Haftanstalt, wurde jedoch lediglich in eine psychiatrische Klinik überführt. Der Wärter meint, dass dies aufgrund des Psychiatrieeinweisungsgesetzes ohne Weiteres möglich sei, weil bei ihm zwei Gramm Koks und einige wenige Ecstasypillen gefunden wurden. In den nächsten Tagen würde ein Haftrichter entscheiden ob und wie lange Kürnberger in der Psychiatrie zubringen müsse, was sich jedoch bei guter Zusammenarbeit als strafmildernd auswirken würde. In meiner eigenen Sache empfahl er mir, einfach weiter ruhig zu bleiben und abzuwarten.

Freitag, 05.08.

Für den heutigen Tag hat man mir erlaubt, den Computer nach Belieben zu nutzen. Alle waren sehr freundlich zu mir, was mich nicht bloß irritiert sondern aufs Äußerste beunruhigt. Die Datei, welche mein Tagebuch enthält, scheint verschwunden zu sein, so dass ich gezwungen bin, alles Weitere zu rekapitulieren, ohne mit dem genauen Inhalt des

Bisherigen in Übereinstimmung bringen zu können.

Der Haberer setze O... enorm unter Druck indem er auch die zweite Partie für sich entschied. Nach und nach kam es mir vor, als ob er seinen Gegner im Laufe des Spieles immer deutlicher dahingehend bezichtigte, in die damalige Intrige gegen ihn verwickelt gewesen zu sein, ohne dass er dies jedoch ausdrücklich formulierte. O... schien daraufhin auch immer deutlicher in Verlegenheit zu geraten, was mich innerlich von dessen Schuld überzeugte. Mich selbst erstaunt im Nachhinein meine damalige Gelassenheit der Vorahnung gegenüber, was im Laufe dieser Nacht noch geschehen würde. Ein innerer Reiz begann sich in mir bemerkbar zu machen, selbst der Versuchung nachzugehen und dass folgende bewusst mit zu provozieren. Spontan fasste ich den Entschluss, vom Gastgeber Wein serviert zu bekommen, was ich in einigermaßen barschem Ton äußerte, während O... bereits wieder auf dem Spielfeld in Bedrängnis geriet. Was mich überraschte, war das sofortige Eingehen auf meine Forderung. O... erbat sich eine Auszeit vom Spiel, um uns schleunigst zu bewirten. Der Haberer verlangte *Canadian Club*, von dem er wusste, dass ihn O... ständig vorrätig hatte. Mir selbst schenkte er Chianti ein, der sicherlich nicht billig gewesen sein dürfte. Jedenfalls verschob der Haberer während dieser Zeit eine der Figuren auf dem Spielfeld und zwinkerte mir dabei, für O... unmerklich, zu. Offensichtlich bemerkte dieser die Manipulation nach seiner Rückkehr ans Spielfeld auch nicht und gab die Partie nach wenigen Zügen resigniert auf. Immer deutlicher forderte der Haberer von O... ein Geständnis. Zumindest schien es mir so, da er dies nur in verbalen Andeutungen tat und äußerlich sehr gelassen wirkte. Ich verlangte von O... den Rest der Flasche, bemühte mich aber dennoch, nicht allzu rasch zu trinken, um nicht vollkommen die Kontrolle über die Situation zu verlieren. Alles lief fortan darauf hinaus, dass O... dem Haberer in Andeutungen zu erkennen gab, durchaus auf etwaige Forderungen einzugehen, was mich vollends von dessen Schuld überzeugte. Je mehr ich trank, umso gelassener sah ich dem Folgenden entgegen, zumal ich zu diesem Zeitpunkt davon überzeugt war, der Haberer habe sicher die meisten Eventualitäten einkalkuliert.

Wie ich dies allerdings im Moment bedenke, verstehe ich nicht, weshalb ich jetzt tatsächlich in Untersuchungshaft gelandet bin. Noch in der Kürze der Zeit, da man die Leiche bisher noch gar nicht gefunden hat. Irgend etwas bei der Rekapitulation des Bisherigen wirft einen

undeutlichen Schatten. Soviel ich weiß, erwähnte O... nämlich alleine zu leben und obendrein wenig Umgang zu pflegen. Und je mehr sich die Stunde des Mittags nähert, scheint es mir, als könne alles Bisherige anders gewesen sein. Nicht, dass die ungefähre Chronologie anders verlaufen wäre, sondern dass die Verhältnisse unter Umständen noch bedeutend komplizierter sind. Der Haberer ist inzwischen bereits nicht mehr in Untersuchungshaft, was mir erst jetzt, bei intensiverer Betrachtung, deutlicher zu Bewusstsein kommt. Der Anwalt, den mir der Haberer versprochen hat, ist bisher noch immer nicht erschienen. In jener Nacht jedenfalls, schien das, wofür ich mich letztendlich entschied, notwendig und gut zu sein. Allerdings ausschließlich anhand von Indizien, was mir erst in dieser Stunde deutlich bewusst wird. Ich werde diese Einsicht einige Zeit verarbeiten müssen, bevor ich die Aufzeichnungen dieses Tages fortzusetzen imstande bin.

Ich habe dem Haberer immer blind vertraut. So jedenfalls auch in dieser Nacht. Für mich stand nach der Schachpartie fest, dass O... damals am Unglück meines Freundes eifrig mitgewirkt hatte. Dass er angeblich auch in den Unfalltod meiner Frau verstrickt sein soll, erfuhr ich erst kurz bevor ich letztendlich schoss. Was mir im Moment wieder einige Zuversicht gibt, ist, dass ich vor einer halben Stunde tatsächlich mit dem Anwalt sprechen konnte, dessen Namen mir beim Verlassen des Tatortes vom Haberer genannt wurde. Um alles Weitere wollte er sich kümmern. Offensichtlich hatte er auch bereits sämtliche Vorkehrungen getroffen, damit die Leiche niemals gefunden würde. Schon als ich den Tatort verließ, fuhr ein dunkler Wagen vor. Was mich allerdings veranlasste, mich schnellstmöglich vom V.I.C. Gelände zu entfernen.

Die Ereignisse überschlagen sich. Soeben wurde mir durch den (hoffentlich loyalen) Wärter mitgeteilt, dass der Haberer wieder in Freiheit ist. Ich gehe davon aus, dass der Anwalt alles Notwendige veranlasst hat und ich vielleicht tatsächlich auch bald entlassen werde. Was allerdings ganz andere Bände spricht, ist das hämische Grinsen, mit dem mir dies von Kommissär Bärbauch bestätigt wurde, der zufällig in der Nähe stand und süffisant zu den Worten des Wärters nickte. Kommissär Bärbauch ist keineswegs so blöd wie sein Name klingt. Was mich irritiert ist die Gesamtsituation. Von Kürnberger wurde mir im Eigentlichen versichert, unter keinen Umständen festgenommen zu werden. Nun wurde Kürnberger auch aus der Psychiatrie entlassen, was mich natürlich zu weiterem Optimismus

veranlasst. Das andere ist die Sicherheit, welche Bärbauch an den Tag legt. Bärbauch sieht aus wie eine Karikatur von Dürrenmatt und riecht fürchterlich aus dem Maul. Sein Auftreten erinnert außerdem mehr an Bruce, den Antihelden aus einem Irvine Welsh Roman. Es würde mich nicht wundern, wäre Bärbauch nicht auch eben solch eine Drecksau. Letztendlich wäre sicherlich auch er zu Allem fähig. Andererseits wurde mir persönlich bisher nichts Weiteres mitgeteilt, außer dass mir auf meine Frage die Zeit von 17:30 Uhr genannt wurde, zu der ich den Arbeitsplatz zu beräumen habe.

Was gäbe es also noch unbedingt zum Verlauf jener Nacht zu bemerken? Gegen etwa 1:00 Uhr in der Früh hatte Kürnberger O... soweit, ihm 2000 € als Sofortzahlung abzapressen, die er umgehend zu holen versprach. Kürnberger hieß ihn verschwinden, das Geld vom Bankautomaten abzuheben. Zwanzig Minuten später kam O... mit einigen Geldscheinen in der Hand zurück und wirkte halbwegs verzweifelt. Am Geldautomaten bekäme er pro Abhebung bloß 400 € ausbezahlt, was Kürnberger sarkastisch zurückwies. Der Haberer war offensichtlich bestens auf diese ganze Situation vorbereitet, wusste er doch, dass O... ein weiteres Konto bei einer internationalen Bank besaß, deren Wiener Geschäftsstelle auf dem V.I.C. Gelände untergebracht ist. Mitten in der Betonwüste einer Stadt also, in der man sich zumindest nicht alles gefallen ließ. Insgeheim hoffte ich zu diesem Zeitpunkt noch, die Nacht könne mit der Erpressung des Geldes enden. O... schien mehr und mehr in Panik zu geraten. Kürnberger gab ihm zwanzig Minuten Zeit, das Geld auf der H***** Bank abzuholen. O... schwor dies auch hoch und heilig. Kürnberger bemerkte bei dessen Weggehen lediglich süffisant er solle um sein Leben rennen.

Eine halbe Stunde später war O... freilich immer noch nicht zurück. Kürnberger erklärte mir in dieser Stunde, dass die Bim um diese Zeit lediglich noch im zwanzig Minuten Takt fährt. Dass er mich tatsächlich drängen würde, O... später zu erschießen ahnte ich allerdings nicht, zumal er auch bis dahin mit keiner Silbe erwähnte, dass O... möglicherweise sogar in den mutmaßlichen Unfalltod meiner Frau verwickelt war. Der Wärter kommt. Moment...

Montag, 08.08.

Es geht nicht! Geht es denn nicht, die Ereignisse der vergangenen Nacht zu schildern? Ich

wurde ins Büro von Bärbauch zitiert. Bärbauch ließ mich durch zwei Insassen verprügeln. Alles schreien half mir nichts. Man warf mich anschließend dem Anwalt vor die Füße. Er nannte seinen Namen: Schwarzbraun! Wie Kürnberger gesagt hatte. Er sagte, dass mir heute die letzte Gelegenheit bliebe, die Wahrheit niederzuschreiben. Mein Hirn ist wie vernagelt, da, wie er sagt, mir hierzu bloß eine Stunde bleibt...

O... kam erst zwei Stunden später zurück. Kürnberger kramte bei seinem Hereinkommen in seinem Rucksack, worin noch einige Bierdosen schepperten. O... hatte weitere 400 € dabei. Kürnberger ließ sich die gesamten 800 € aushändigen. Dann entnahm er dem Rucksack seine Knarre und befahl O... ihm voran, zur nächsten Straßenbahnhaltestelle zu gehen. Ich sollte beiden unverzüglich folgen. Vor dem Verlassen der Wohnungstür befahl K. O... den Rest des Kokes auf zwei Lines zu verteilen. O... gehorchte. Wir verließen das Haus möglichst geräuschlos. Draußen begann Kürnberger dann jedoch in seinen Anspielungen fortzusetzen. Wir werden den Rest schon noch bekommen fing er an und endete in etwa damit, dass O... noch ein weiteres Konto besitzen müsse. O... fing an herumzujammern. „Und solche Leute arbeiten mit der Polizei zusammen“, weiß ich noch, dass K. In dieser Nacht zu mir sagte.

Die nächste Bim fuhr zehn Minuten nach unserer Ankunft an der Haltestelle. Zu meiner Überraschung fuhren wir Richtung Kagran und hielten eben in nächster Nähe des V.I.C.. O... dementierte die ganze Zeit über, ein weiteres Konto zu besitzen. Wir durchquerten die Betonwüste bis zu diesem Gebüsch, welches mir bereits am Vormittag aufgefallen war. Dort eröffnete mir K., dass O... den Tod Inges veranlasst hatte. Da ist es passiert. Passiert ist es da!

Ende

Das gibt es nicht. Das kann es nicht geben. Kürnberger kommt mit vier bewaffneten Einsatzkräften in die Bibliothek gestürmt. Triumphierend ruft er ihnen zu: Jetzt haben wir die Sau. *Die* Sau haben wir jetzt!

Der vierte Teil: Worin Lüds eine Überleitung erfindet, um sein neues Buch endlich abzuschließen

Als er Prof. Jean Paul verließ war es Abend geworden. Wie er erfuhr hatte dieser eine zwölfbändige Publikation des Titels „Wehret dem Hutzelzweg!“ herausgebracht, welche er ihm umgehend zu lesen gebot. Wenn er wolle, würde er ihm auch Elfr****, deren Sachkompetenz er in höchstem Maße lobte, beim Studium dieser unglaublich trögen Abhandlung zur Seite stellen. Um uns nun kurz zu fassen weil die Geschichte unseres Kameraden allmählich ein Ende finden muss, verließ er den Professor wahrscheinlich als der glücklichste Mann der Welt. Nicht weil er plötzlich auf einen gewissen Jean Paul getroffen war, sondern weil er dort Elfr**** kennen und lieben gelernt hatte. Außerdem erinnerte sie ihn an eine frühere Begegnung, woran er sich fortan zu erinnern suchte.

Die Probleme folgten allerdings prompt: Unser Freund ging nach Hause, welches er aber zu diesem Zeitpunkt eigentlich gar nicht besaß. Das Wetter war komplett umgeschlagen, weshalb er fortan nicht mehr im Freien schlafen mochte. Also ging er auf seinem Weg dorthin an einer Fensterputzerei vorbei und wischte für mehrere Stunden die unterschiedlichsten Scheiben. Dabei verdiente er sich 17,92 € netto, wovon er für 11,63 € abermals Quartier nahm, um fortan die ganze Geschichte von hinten aufrollen zu können. Dabei war eigentlich alles ganz plump.

Anderntags nämlich; er hatte sich für 8:43 Uhr mit Elfr**** am Wiener Südbahnhof verabredet, war sie einfach nicht da! Das ging ihm aber jetzt wirklich gehörig gegen den Strich. Er rief den Rastafariman an, der natürlich kein Telefon besaß. In einer solch depperten Geschichte war das eh klar! Er ging jedenfalls davon aus, dass Elfr**** noch in der Stadt war und heuerte bei einer Leasingfirma an, die ihn im Schichtsystem Nähkästchen häkeln ließ. Eines Tages fiel die Nähkästchenhäkelmaschine aus und musste in Reparatur gegeben werden. Ein großer roter LKW fuhr am Betriebsgelände vor. Die Ladeluke öffnete sich im Nu und am 23. September des Jahres Skt. Nimmerlein befuhr ein überaus scheußlicher Hutzelzweg das Betriebsgelände des VEB Nähkästchenwerk Wien Hütteldorf mit einem blauen Gabelstapler. Das war zuviel! Konnte der schlimmste Alptraum so rasch in Erfüllung gehen? Unser Kamerad wusste den Moment erst einmal gar nicht, wie ihm

geschah und ließ den Hutzelzweg vorerst mit der Nähkästchenhäkelmaschine ziehen. Immerhin besaß er zu diesem Zeitpunkt ein Vermögen von 287,83 € wofür er etwa 28 Millionen Nähkästchen von der Maschine hatte häkeln lassen. Vom bärtigen Bayern hatte er bis zu diesem Zeitpunkt auch noch nichts Neues gehört, so dass er beschloss, in der Unterwelt nachzugraben. Für 28,67 € erstand er einen eigenen Spaten und für 6,23 € kaufte er Kaltgetränke. An einem schwarzen Freitag grub er mit aller Entschlossenheit los. Im Wienerwald war der Boden einigermaßen locker, so dass er ohne Kreuzhacke auskam. Schon am folgenden Mittwoch fand er unter einem Heidelbeerstrauch eine erste Spur. Ein Taschentuch! Weil darin der Name ??? eingehäkelt war, fasste unser Kamerad den Beschluss, einfach an diesen Hinweis zu glauben. Ein Name war ihm zu diesem Zeitpunkt der Geschichte sowieso scheißegal geworden.

Er suchte mit dem Taschentuch einen Taschentuchsachverständigen auf. Dieser war nicht gerade redselig, verlangte aber für eine erste Taschentuchanalyse 27,93 € für die unser Kamerad nicht einmal eine Quittung erhielt. Die Analyse brachte folgendes Ergebnis: Seien sie vorsichtig im Wienerwald! Zum Glück ergab sich aber auch, dass Elfr**** noch in der Stadt war. Wie, wo und warum blieb allerdings des Sachverständigen Geheimnis. Lüds war zumindest etwas beruhigt und grub fortan auf der Donauinsel weiter. Nachdem er sich bis zum Herbst einen Graben zum Wasser geschaufelt hatte, fand er dort eine riesige Hutzelei. Die Hutzelei sah auf den ersten Blick aus wie eine stinknormale Sandburg, entpuppte sich aber bei genauerem Hinsehen als bröckelnde Festung. Er mochte seinen Augen kaum trauen. Sollten sich etwa hier am Donaustrand seine schlimmsten Befürchtungen bestätigen und seine schlimmsten Alpträume in Erfüllung gehen? Sollte nämlich die Wiener Hutzelei in diese ganze Geschichte verwickelt sein, würde er den Hutzelzweg ausfindig machen und ihm eine Glasperle an die Stirn schmettern. Zumindst hatte sich dieses Verhalten in seinem Traum geradezu zwangsläufig ergeben! Zum Beweis skizzierte er die gesamte Hutzelei flüchtig ab und begab sich in die Innenstadt. Mit seiner Skizze belästigte er zahlreiche Touristen und presste ihnen einige 50-Centstücke ab, in der Hoffnung, sein schlechter Ruf würde sich dadurch noch schneller verbreiten. Was freilich auch innerhalb kürzester Zeit geschah! Allerdings erst, nachdem er ein einzelnes Flugblatt in Auftrag gegeben hatte, welches den Inneren Aufbau der Hutzelei haarklein beschrieb. Fortan traute ihm nicht einmal mehr in Wien jemand über den Weg. Da aber sein Vermögen noch immer jenseits der

Hundertermarke lag, nahm er sich fortan die Freiheit heraus, auszugsweise aus seiner neuen Geschichte vorzulesen. Anschließend kam wieder der Frost...

Niedereggersdorf bei Schoffenwalde lag noch im Winterschlaf als er mit dem Zug dort ankam. Es war bitterkalt. Man vertrieb sich die Zeit mit den Vorbereitungen für den zukünftigen Faschingsball. Lüds verschwendete seine Zeit keineswegs, als er vom Bahnhof aus zu seiner Tochter aufbrach, die zu dieser Stunde auf einmal 40 Kilometer weiter in nördlicher Richtung wohnte. Eine alte Bommelmütze nannte er auch damals sein Eigen, so dass bei der Arschkälte zumindest für eine ausreichende Kopfbedeckung gesorgt war, als er den Weg dorthin einschlug. Er holte seine Tochter von der Schule ab und versprach ihr, sie vor dem schlimmsten Alptraum zu beschützen, der einem Mädchen in ihrem Alter widerfahren konnte und verabredete sich für den nächsten Winter mit ihr. Sollte ihr etwas zustoßen, so zwang er sie zu versprechen, ihn umgehend unter derjenigen Nummer zu benachrichtigen, die er sich für 23,41€ bei einer österreichischen Untertagsbehörde für Zivilstreitigkeiten unter dem Pseudonym *Meier* hatte einrichten lassen. Dann brach er in die ortsnahe Bungalowsiedlung ein, wo er den Winter unter einem Schlafsack verbrachte. Im Frühjahr des darauf folgenden Jahres, besaß er schon kein Geld mehr und musste nach Wien zurück. Erstmals seit Langem war er wieder gezwungen zu wandern. Gezwungen deshalb, weil er ob der vermissten Elfr**** unendlich niedergeschlagen war. Ständig trug er ihr Bild vor dem inneren Auge, auf dem ihr Lachen so schön war. Indes, was allmählich verschwand war ihr Name. In seiner Erinnerung bewahrte er sie zu jener Stunde als Elf***** auf. Auf dem ganzen Bild wurde sie nur immer schöner, so dass er nach den ersten 328 km flinken Marsches gen Süden, fast schon wieder froh war, kein Fahrzeug zu besitzen. Als er nämlich im Gehen den Plan fasste, hinterrücks in Wien einzufallen, gelang es ihm endlich, sich weitere Hinweise wegen der Gesuchten auszudenken.

Wie er durch einen ortsbekanntem Informanten gegen geringes Bestechungsgeld erfuhr, suchte sie ihn ebenso. Dies war ihm damals ein gewaltiger Trost, so dass er wieder in der Nähkästchenhäkelfabrik anzuheuern versuchte, jedoch umgehend abgelehnt wurde. Wie er erfuhr, war die Stelle inzwischen von einem Staplerfahrer besetzt, der angeblich den ganzen Tag über Dünnschiss laberte. Lüds bekam dies mit, als er heimlich ein Gespräch zwischen dem Betriebsleiter und dem TKO Chef belauschte. Irgendwie kam es ihm jedoch

merkwürdig vor, dass man ihn das Gespräch überhaupt belauschen ließ, weil er nämlich längst schon heimlich den Verdacht gehegt hatte, der Staplerfahrer wiederum könne mit den beiden höher Bediensteten der Nähkästchenhäkelfabrik unter einer Decke stecken. Irgendwie roch es in dieser ganzen Geschichte überhaupt ein wenig wie bei derjenigen, die sich damals in der Nähe von Sodom und Gomorrha abgespielt haben soll. Es kam ihm dies in der Nähkästchenhäkelfabrik ähnlich vor wie in Niedereggersdorf bei Schoffenwalde, wo wirklich die übelsten Strolche der Hutzelei angehörten und die braven Bürger spielten. Und nun gab es in der Nähkästchenhäkelfabrik anstatt unseres Kameraden inzwischen jenen Staplerfahrer, dessen gesamte Erscheinung hinsichtlich dessen nichts Gutes erahnen ließ.

Inzwischen hatte Lüds in seinem Innersten erkannt, dass er in der Stadt ohne Geld einfach nicht weiterkam. Es blieb ihm nichts übrig, als in einem Fachbetrieb für Comicangelegenheiten anzuheuern, wo er jeden Tag 13 Stunden lang Spider Man Figuren auf ein Fließband schaufelte. Der Rastafarimann war zu diesem Zeitpunkt anscheinend plötzlich wieder komplett aus dieser Geschichte verschwunden und mit dem Nachweis eines geregelten Beschäftigungsverhältnisses, gelang es ihm, einen Vermieter zu finden, der ihn tatsächlich abermals in die Gesellschaft eines anderen Menschen brachte. Lüds gründete eine Wohngemeinschaft und zog mit einem bingulesischen Wanderarbeiter dort ein. Der Bingulese hieß Alfredo und liebte Käsecremesuppe. Das wunderte unseren Kameraden überhaupt nicht mehr, nachdem er erst einmal von der Suppe gekostet hatte. Er drängte Alfredo darauf, das Rezept preiszugeben, wurde allerdings in seinen Hoffnungen enttäuscht. Der Bingulese verriet ihm weder das Rezept noch sonst irgend etwas, kochte aber zumindest jeden Mittwoch etwas Landestypisches, bei dessen Zubereitung er gänzlich von der Verwendung von Fleisch absah. Lüds revanchierte sich, indem auch er nicht verriet, wie er seinen Auberginenauflauf würzte, bei dem er etwas italienischen Rotwein verwendete. So kam es jedenfalls, dass sich unser Freund an gewisse Spielregeln im häuslichen Umgang gewöhnte und an den Wochentagen, an denen er kochte, damit beschäftigt war, etwas Vernünftiges auf den Tisch zu bringen, um Alfredo nach und nach ins Vertrauen zu ziehen.

Alfredo erwies sich insgesamt als guter Freund. Immerhin hatte auch er nicht immer heitere Tage erlebt und war viel durch die Welt gereist. Seine Geschichte begann im Alter von etwa

9 Jahren, als er einen Bingulischen Grieshornbär zur Strecke brachte, der seinerzeit im Bingulischen ungeheuer viele Kinder fraß. Mit seinen Kameraden schnitzte er einen raffinierten Grieshornbärentöter, der durch seine Schärfe beeindruckte. Mit lauten Wehklagen wurde der Grieshornbär in einen Hinterhalt gelockt. Dort schwammen ihm sämtliche Felle davon, so dass es ein Leichtes war, ihm den Grieshornbärentöter direkt durch die linke Pranke zu rammen, was bekanntlich die einzige Stelle ist, an der sich ein Grieshornbär überhaupt verwunden lässt. Der Grieshornbär schrie jedenfalls noch dreimal laut auf, fiel um und war tot. Durch diese Heldentat verbreitete sich der Name Alfredos und seiner Bande in Windeseile über ganz Bingulien und außerdem noch weit darüber hinaus. Seitdem der Grieshornbär keine Kinder mehr fraß, behandelte man Alfredo und seine Freunde wie die Mitglieder der eigenen Familien. Infolgedessen wurde die ganze Bande mit Geschenken überhäuft, was leider einige Zwietracht unter den Kameraden säte. Man neidete Alfredo, dass sämtliche Pakete, die von freudigen Eltern aus ganz Bingulien in das kleine Dorf geschickt wurden, in dem Alfredo und seine Freunde wohnten, ausschließlich auf dessen Namen adressiert waren. Und obwohl Alfredo jedem alles gab, was man in den Paketen geschickt hatte, schien jeder mit dem, was er erhielt, unzufrieden. Einmal kam ein Päckchen mit Schallplatten und Büchern an, für die sich keiner interessierte. Kaum hatte Alfredo zu lesen begonnen und einen alten Plattenspieler repariert, tuschelten alle, er hätte ihnen die Ankunft des Paketes verheimlicht. Ein andermal kamen Süßigkeiten aus Übersee, die sie Alfredo förmlich aus den Händen rissen. Später wurde er bezichtigt, ihnen Bauchschmerzen bereitet zu haben. Mit Fünfzehn jedenfalls hatte Alfredo die Schnauze gestrichen voll und wanderte Richtung Asien, wo er bei der Stadt Humbuktistan unter einem Maulbeerbaum Rast machte. Er hatte unterwegs wenig gegessen und war schon ganz ausgezehrt, als dort eine Karawane vorüber zog.

Wie sich herausstellte war die Karawane ebenfalls zum Morgenland unterwegs, wovon Alfredo in einem der Bücher gelesen hatte. Er rieb sich daher zunächst verwundert die Augen. Wusste er doch von den Geschichten, die man sich in seinem Dorf erzählte, dass etwas, was in Büchern geschrieben stand, nichts mit der Wirklichkeit zu tun haben konnte. Das Fähnlein, welches die Karawane in einen günstigen Wind gehängt hatte, war Grün, Gelb, Rot und wurde von einem Löwen geziert. Leo hieß natürlich auch der Karawanenführer. Leo war ein weißer Mann und galt als Synonym. Dies dürfte halbwegs

erklären, weshalb die Karawane nichts als Gewürze schmuggelte. Immerhin durfte der Name des Zuges nicht in Gefahr geraten, durch illegale Geschäfte in Verruf zu geraten.

Leo setzte Alfredo also auf eines der Kamele und gab ihm einen Rucksack, so dass er vorerst mit dem Nötigsten versorgt war. Mit seiner Karawane zog Alfredo für gewöhnlich von West nach Ost und umgekehrt. Zuweilen ging der Zug aber auch von Norden nach Süden oder von der Vergangenheit in die Zukunft. Aber immer reiste man von der Zukunft auch wieder zurück und hielt sich eh lieber dort auf, wo es gerade nicht zu heiß oder zu kalt war. Meistens hielt sich Alfredo im Spätsommer auf, weil er so an den Heizkosten sparen und seine persönliche Energiebilanz deutlich verbessern konnte. So führte Alfredo innerhalb der nächsten Jahre ein unbeschwertes Leben unter der Führung von Leo, ehe letzterer ganz unvermittelt starb, was einen heftigen Konflikt um die Erbfolge auslöste. Als erster erhob freilich der salbungsvolle Ritter Homer Führungsansprüche, da er es zweifelsfrei war, der am längsten unter Leo gedient hatte. Aber auch der erfindungsreiche Promilleus hielt sich für befähigt, die Führerschaft innerhalb der Gruppe zu übernehmen. Alfredo hielt sich in der ganzen Angelegenheit höflich bedeckt, war er doch derjenige, welcher in der Hierarchie am niedrigsten stand.

Alles lief damals auf ein Duell der besagten Ritter hinaus, was Alfredo veranlasste, bis dahin das Weite zu suchen. Ihm ging dieses ganze Gezänk sonstwo vorbei, so dass er beschloss, dem Zug den Rücken zu kehren. Mit Leo war sein Mentor und väterliche Freund gestorben, ohne den ihn nichts mehr bei der Karawane hielt. Immerhin hatte er sich in dessen Diensten ein ansehnliches Vermögen erworben, weshalb er es sich leisten konnte, eine Ausbildung zum Einzelkämpfer zu absolvieren. Nach seiner Ausbildung wollte er sich selbständig machen und kniete sich deswegen mächtig ins Zeug. Die Ausbildung im Einzelkampf war dennoch hart und hinterließ bei Alfredo Spuren. Allen Widrigkeiten zum Trotz hatte er es, gerade 23jährig, bis dahin geschafft...

Der fünfte Teil: Worin man weiteres über Alfredo erfährt und unser Freund den eingebildeten Kranken mimt

Als er erfuhr, dass Alfredo sogar eine abgeschlossene Ausbildung zum Einzelkämpfer

besaß, behandelte er ihn mit noch größerem Respekt und kochte öfters, als dies eigentlich hätte sein müssen. War Alfredo mit dem Essen zufrieden, plauderte er gerne von seiner Gesellenzeit. Einmal fragte unser Kamerad danach, welche Werkzeuge er sich damals zu bedienen lernte. „Das haben geschossen lernen müssen mit Speer, Tomahawk und Dartpfeile. Aber ist gewesen einfach und sicher bloß mit Schleuder von Glasperle,“ gab Alfredo zur Antwort. Lüds traute seinen Ohren nicht. Konnte es sein, dass Alfredo tatsächlich mit Glasperlen geschleudert hatte? Und wie sah eine solche Schleuder überhaupt aus? Er erinnerte sich diesen Moment freilich daran, dass er den Staplerfahrer im Traum mit einer Perle niedergestreckt hatte. Auch gestand er sich ein, dass er ihn mit einem Wurf aus größerer Entfernung durchaus hätte verfehlen können. Eine Schleuder besaß immerhin ein Visier. Damit traf man einfach genauer. Noch wusste er allerdings eh nicht, wie und wo der Hutzelzwerg überhaupt zu verwunden war.

Lüds fragte weiter: „Kannst du mir eine Schleuder besorgen?“ Alfredo runzelte mit der Stirn. „Das du stellen dir vor viel zu einfach, Junge! Wissen du überhaupt was abgehen, wenn jemand auch bloß erfahren ein Wörtchensterbens? Ich können kein gebrauchen Ärger mit Hutzelei!“ Unser Kamerad sah dies ein. Zumal er den Moment sowieso nicht wusste, wie gegen den Hutzelzwerg vorzugehen war und außerdem hatte er dessen Gemeinheit bisher bloß im Traum erkannt. Er bat Alfredo daher lediglich, ihn bei Gelegenheit einmal zur Nähkästchenhäkelfabrik zu begleiten, um ihm den Traum besser veranschaulichen zu können. Außerdem forderte er Alfredo auf, ihm nach der Mittagspause an den Donaustrand zu folgen, wo er während seiner Selbständigkeit als Untergrundschaufler die Hutzelei entdeckt hatte. Er musste Alfredo mit dessen eigenen Augen davon überzeugen, dass in Wien bereits unscheinbare Hutzeleien entstanden, die von außen wie stinknormale Sandburgen wirkten. Alfredo willigte ein. Am frühen Nachmittag gelangten die beiden an den Donaustrand, wo die Hutzelei vollkommen leer stand. Der Sand um die Hutzelei verriet Spuren eines heillosen Durcheinanders. Alfredo bestand darauf, jede einzelne Spur mit den Abdrücken von Lüds Schuhen zu vergleichen. Es war nur logisch, dass Alfredo Übereinstimmungen fand. Schließlich hatte sich unser Kamerad im Vorjahr bis zur Hutzelei vorgegraben und eine detaillierte Skizze davon angefertigt. Dazu musste er das Objekt seinerzeit von allen möglichen Seiten begutachten, um leider überhaupt nichts Erfreuliches festzustellen. Trotzdem er dies Alfredo haarklein auseinander setzte, zweifelte der Kamerad

plötzlich an der Integrität seines Zimmergenossen. Im Grunde genommen hatte dies unser Freund bereits vorher befürchtet. All seine Beteuerungen nützten vorläufig nichts. Alfredo redete fortan kein Sterbenswörtchen mehr mit ihm. Er konnte nicht umhin anzunehmen, dass Alfredo davon ausging, er habe ihn verarschen wollen, da es keine Indizien gab, die nicht bloß auf Lüds selbst hindeuteten. Er versuchte seinem Kameraden mit Hilfe der Gebärdensprache und allerlei weiterer Hilfsmittel verständlich zu machen, dass er selbst mit der ganzen Hutzelei nichts, aber auch gar nichts, zu schaffen hatte. Dass er aber eine deutliche Verbindung zum Hutzelzweig sah, war weder beweisbar noch folgerichtig. Leider musste er einsehen, dass nichts missverständlicher ist, als die Sprache. Noch dazu wenn man es mit einem bingulischen Wanderarbeiter zu tun hatte, der obendrein Alfredo hieß...

Unser Kamerad musste Taten sprechen lassen! Fortan schaufelte er die Spider Man Figuren in jeder Schicht noch schneller auf das Förderband und begann ebenfalls, eifrig zu schweigen. Weil er nun einmal nicht reden mochte, gelang es ihm auch nicht zu vermeiden, dass er in der Folgezeit noch eifriger kochte, weshalb er damals reichlich aß. So geschah es, dass er bald selbst zur Comic Figur mutierte und fortan täglich selbst 13 Stunden lang auf ein Förderband geschaufelt wurde. Natürlich nahm man dadurch nicht ab und er wurde in dieser Zeit noch bedeutend fetter. Daher beschloss er nach einer Frist von sieben Monaten, nochmals mit Alfredo zu reden. Alfredo war zu diesem Zeitpunkt der Geschichte in den Schaufelausgabebeirat gewählt worden und hatte eine Brigade Schaufelausgeber zu beaufsichtigen. Wie der Name schon sagt, teilten die Schaufelausgeber den ganzen Tag über Schaufeln aus. Wer beispielsweise Lüdse auf ein Fließband zu schaufeln hatte, brach durchschnittlich alle 43 Sekunden eine Schaufel ab. Dafür gelang es erst mit jedem 38-sten Versuch, einen Lüds nach Vorschrift auf das Fließband zu schaufeln. Alfredo hatte die Schaufelausgeber angewiesen, beim Schaufeln der Lüdse anzupacken, falls die Zeit bis zur Ausgabe einer neuen Schaufel zwei Minuten überstieg. Jeder von ihnen war natürlich froh, wenn er in der Zwischenzeit lieber die abgebrochenen Schaufeln reparieren durfte, als dabei anzupacken, riesige Fettklopse auf ein Fließband zu hieven. Auf diese Weise hatte unser Freund Alfredo abermals in Verlegenheiten gebracht, wie er dessen Stimmung bei den gemeinsamen Abendessen entnahm. Bis dahin hatte Alfredo einfach da gesessen und nichts gesagt. Seit Lüdse auf die Förderbänder geschaufelt wurden, gab er sich geradezu mürrisch. Einmal schien Alfredo so wütend, als wolle er Lüds gleich in die Suppe spucken. Zum

Glück verstand es unser Kamerad aber, ebenso wütend dreinzublicken, so dass Alfredo solches am Ende unterließ...

Lüds ging also nach siebenmonatigem Schweigen abermals auf Alfredo zu. „Hör zu, Alder,“ sagte er zu ihm. „So geht das nicht weiter?“ „Was so nicht gehen weiter?“, antwortete Alfredo mürrisch, wodurch sein Schweigen gebrochen war. „Du glotzt mich andauernd an, als würde ich kleine Kinder fressen? Dabei bin ich es, der Grund zur Klage hätte. Jeden Tag schaufelt man mich 13 Stunden lang auf irgendwelche Förderbänder. Zugegeben mal mit mehr, mal mit weniger Erfolg. Aber ich kann nichts dafür, dass mich der Firmenchef zu einer Arbeit eingeteilt hat, wo ich mehr schade als nütze.“ Alfredo runzelte die Stirn. „Du wollen mich aber nicht verarschen?“, fragte er ungewohnt deutlich. Lüds schüttelte betreten Kopf. „Aber nein, Alfredo! Ich weiß, dass unser Misstrauen erst besteht, nachdem ich dir die Hutzelei gezeigt habe. Seither habe ich das dumme Gefühl, du beschuldigst mich der Mithutzelei? Und jetzt, wo ich vom ständigen Geschaufeltwerden auch noch unglaublich fett geworden bin, meinst du, ich ließe es mir gut gehen?“ Alfredo sah ihn halbwegs fassungslos an, weil er schließlich darüber kein einziges Wort verloren hatte. „Und?“, fragte er daraufhin? „Lassen es gutgehen dir?“ Dabei fasste er seinen Mitbewohner scharf ins Auge. „Bist du jetzt völlig deppert?“, gab Lüds zur Antwort und glotzte entschlossen zurück. „Ja, nun. Ich sehen werden!“, sagte Alfredo daraufhin streng zu ihm sprach weitere drei Wochen lang kein einziges Wort. Allmählich brachte dies unseren Freund dermaßen zur Verzweiflung, dass er beschloss, das Kochen einfach aufzugeben und sich wieder Gras zu besorgen. Weil er nun aber längere Zeit nicht geraucht, sondern bloß noch gegessen hatte, versuchte er anfangs, seinen Hunger mit Bier zu bekämpfen, was ihn auch am ersten Wochenende glückte. Allerdings musste er am folgenden Montag wieder zur Comicfabric.

Als man ihn an diesem Morgen erstmals auf ein Förderband schaufelte, ertrug er seine Schmerzen noch standhaft. Zur Frühstückspause gegen halb zehn, war es ihm aber bereits speiübel. Schließlich war es nicht so, dass man von den Schauflern einfach aufs Förderband geschmissen wurde. Dort musste man sich jedes Mal geschickt abrollen und in einer möglichst unmöglichen Position zum Liegen kommen. Dabei knallte man nur allzu oft mit dem Kopf gegen eine Bande, was seine Kopfschmerzen natürlich nicht erträglicher machte. Er hatte sich fest vorgenommen, schon in der Pause mit dem Biertrinken weiterzumachen.

Allerdings schaffte er in diesen 15 Minuten bloß ein einziges *Gösser*, was seinen Zustand bloß noch verschlimmerte. Die Mittagspause erreichte er nur, indem er seinen ganzen Willen zusammen nahm, um nicht auf eines Förderbänder zu kotzen. Dann gab er es auf und meldete sich einfach krank. Als Alfredo kurz nach 20 Uhr in die WG einmarschiert kam, hatte er jedoch bereits einen ersten Rückfall erlitten und trank Tee. Dazu kaute er Zwieback. Offensichtlich tat er Alfredo leid. Dieser hatte erfahren, dass Lüds kreidebleich durch die Werkshalle geeilt sei und sich direkt vor dem Chefbüro übergeben habe. Was allerdings so nicht stimmte. „Du oida!“, sagte Lüds zu Alfredo und hielt ihm einen Zwieback entgegen. „Du gehst mir auf den Sack mit deiner Schweigerei.“ Alfredo sagte nichts und ging auf sein Zimmer. Unser Kamerad hingegen blieb in dem Seinen und schlief schlecht des Nachts.

Ganz unvermittelt erschien Alfredo anderntags an dessen Bett und brachte ihm Zwieback sowie frisch aufgebrühten Tee. Sein Kamerad stellte sich stur und verlangte nach Bier. „Wenn du wollen Bier, das können haben du.“ antworte Alfredo und brachte zwei Flaschen. Schweigend trank Lüds die erste davon leer, während sein Freund im Zimmer umher ging und vor sich hin pfiff. Unser Kamerad erkannte die Melodie sofort. Es war jene zum Räuberlieb aus dem gleichnamigen Schillerdrama, welches damals der junge Werther schon so trefflich intoniert hatte. Beim zweiten Bier kramte Lüds bereits in seinen Erinnerungen und ihm fiel erstmals seit langem wieder Elfriede ein. Eben jene Elfriede, die er damals bei Neuruppin nur flüchtig gesehen hatte und die er sofort wieder aus den Augen verlor. Es wird an seiner vorübergehenden Sentimentalität gelegen haben, dass ihm gerade in jenem Augenblick wieder dass erbärmliche Bild vor Augen trat, den Elfriedes Anblick seinerzeit bot. Er glotzte Alfredo treudoof in die Augen und fragte: „Alfredo; kannst du mir helfen?“ „Bei was?“, entgegnete dieser. Lüds sah sich im Zimmer um. „Du Alfredo,“ begann er zunächst zögerlich. „Ich weiß nicht, ob es überhaupt möglich ist, das, was ich zu erzählen hätte, überhaupt zu glauben.“ „Aber?“, hakte sein Freund nach und pfiff die Melodie eines Schubertquintetts für Violine. „Aber ich will es trotzdem versuchen.“ setzte unser Kamerad fort. „Hast du noch Bier da?“ Alfredo verneinte. „Hast du irgend ein anderes Gesöff am Start?“ quengelte Lüds zunächst beharrlich weiter. „Wenn du mir etwas von deinem Gras abgibst,“ begann Alfredo in erste Verhandlungen einzutreten. Unser Kamerad willigte ein und erhielt von Alfredo besten Bergmannsfusel, den einer seiner Kollegen aus dem Sachsen Anhaltinischen importierte und den er in der Schaufelausgabe unter der Hand vertrieb. Lüds

trank zwei Becher und war sofort hacedicht. Anschließend setzte er fort: „Weissu Alfrdo! I haba mi i a Frau valiabt.“ „Ja, und?“, zeigte Alfredo einiges Verständnis, während sein Zimmergenosse einen weiteren Becher wegkippte. „Die Froa hot z Gichesta“ verlor er daraufhin die Kontrolle über sein Sprachzentrum. Alfredo war aber offensichtlich neugierig geworden und rüttelte ihn heftig, um ihn wieder zur Besinnung zu bringen. „Gesichter? Wie viele sie haben die Frau. Müssen genau wissen du!“ „Zoa Gsichsta hasi bstmmt. Ei fuchbar triggiges una glskchsss.“ war dann das letzte was über die Lippen unseres Freundes kam, bevor er das Bewusstsein verlor, nachdem er einen weiteren Becher von dem Fusel getrunken hatte.

Als er gegen Abend erwachte, erinnerte er sich zunächst an rein gar nichts mehr. Bis Alfredo mit einer Flasche *Bärwurz* herein trat. Höchstwahrscheinlich war dies genau das selbe Gesöff wie der Bergmannsfusel auch, schmeckte aber wenigstens erbärmlich genug, damit unser Kamerad nicht allzu hastig trank. Nach zwei Doppelten begann er Alfredo abermals voll zu labern, verlor aber schnell wieder den Faden. Es war aber auch wirklich zum Verzweifeln. Kaum erzählte er wieder von den zwei Gesichtern, die irgend eine Elfriede angeblich besaß, schon musste Alfredo ungläubig mit dem Kopf schütteln. Energischer wurde dies, nachdem er ihm auch noch auseinander zu setzen versuchte, dass Elfriede gar nicht mehr Elfriede hieß, sondern Elfr****, die in seiner Erinnerung sogar schon zu einer Elf***** zusammen geschrumpft war. Als er dann auch noch von einer Fußballspielerin, ungeheuer vielen Ratte und der Unmöglichkeit erzählte, etwas Genaues über diesen vermaledeiten Hutzelzweg in Erfahrung zu bringen, rief Alfredo den Arzt. Dieser kam prompt und verordnete strenge Diät sowie starke Schlafmittel. Durch deren regelmäßige Einnahme verfiel Lüds zusehends in Depressionen. Indem er nämlich den ganzen Tag über schlief, kam er mit seiner Suche nach Elf***** natürlich kein Stück weit voran.

Überdies wurde abermals Winter. Unser Kamerad lag inzwischen mehrere Monate krank und schien schon ganz ausgemergelt, als plötzlich ein Brief eintraf. Der Brief war in Niedereggersdorf bei Schoffenwalde abgestempelt worden und kam von seiner Tochter. Sie teilte ihm mit, dass es ihr blendend ging, er sich keine Sorgen zu machen brauche, dass sie aber dennoch wünsche, ihn baldmöglichst wieder zu sehen. Schließlich habe er ihr hoch und heilig versprochen, auch diesen Winter in den Schoffenwald zu kommen. Nachdem er den

Brief gelesen hatte, waren seine Depressionen mit einmal verschwunden. Unser Kamerad hatte ein neues Ziel! Er musste schnellstmöglich zu Kräften kommen, um daheim nach dem Rechten zu sehen. Zum Glück hatte er noch einiges Gras am Start, so dass ihm dies binnen dreier Tage auch tatsächlich gelang.

Der sechste Teil: Dasselbst unser Kamerad Richtung Norden aufbricht und sich unterwegs im Riesengebirge verirrt

Die Krankenkasse, bei der er über die Comicfabrik versichert war, hatte ihm während seiner Depression enorme Geldbeträge zukommen lassen, so dass er nach Niedereggersdorf bei Schoffenwalde nicht zu wandern brauchte. Er tat es dennoch, nahm aber nach jedem Tagesmarsch in einer Herberge am Wegesrand Quartier. Es war Anfang Dezember und Lüds hatte nicht die geringste Eile. Sein Gras hatte er in einen riesigen Rucksack gestopft, wo noch Platz für eine Trinkflasche und zwei frische Unterhosen blieb. Die Seitentaschen waren mit Strümpfen und einem zusätzlichen Unterhemd gefüllt, so dass er Mühe hatte, sein wohlverdientes Geld unterzubringen. Vier Kilometer nördlich von Wien machte er erstmals Rast. Die Bauernkate, die ihm Quartier bot, gehörte einem kürzlich verstorbenem Holländer, dessen Sohn Siegfried hieß. Siegfried besaß zwei kleine Freunde. Blondie hieß sein Schäferhund und Stasi dessen zahnloses Welpen. Siegfried schien sehr traurig, weil Blondies Frau, also die Mutter der Stasi, noch am selben Tag wie sein Vater gestorben war. Unser Kamerad hörte die Klagen des jungen Mannes geduldig an. Etwas zum Essen hingegen bekam er nicht vorgesetzt, obwohl er dafür im Voraus bezahlt hatte. Ihm blieb nichts, als hungrig zu Bett zu gehen, weil er es vor lauter Trostspenderei versäumt hatte, Siegfried auf diesen Umstand aufmerksam zu machen. Gegen etwa 22:30 Uhr gab dieser dann vor, bei seiner Mutter den Herd schüren zu müssen. Lüds war derweil so ergriffen von den mitleiderregenden Schilderungen vom langsamen Dahinsiechen von Siegfrieds Vater und dem jähen Ende der Schäferhündin Fritzi, dass er darüber seinen Hunger komplett vergaß. Er füllte die mitgeführte Flasche mit Wasser und schlief trotz einigen Hungers in dieser Nacht tief und fest.

Am anderen Morgen brachte Siegfried seine Mutter zur Herberge angeschleppt, die vorgab ihn kennenlernen zu wollen. Lüds sah auf den ersten Blick, dass Siegfrieds Mutter eine böse

Hexe war. Er gab sich daher zwar geschmeichelt, lehnte es aber rundweg ab, sich einen Schriftsteller zu nennen. Dennoch bot ihm die Dame ein reichliches Frühstück, welches er dennoch, vornehmlich ob seines gewaltigen Hungers, nicht abschlug. Daraufhin befahl sie Siegfried, in ihrem Garten die Hühner zu füttern, deren sie drei, sowie des Weiteren einen Hahn besaß. Siegfried gehorchte nur unwillig, ließ Lüds aber mit seiner Mutter allein. Während diese einige Spiegeleier briet, schlich sich unser Kamerad unbemerkt aus dem Haus, um nachzusehen, ob das Dach auch wirklich aus Lebkuchen bestand. Dass dem so war, ließ er sich natürlich nicht anmerken, als ihm die Hexe das Frühstück servierte. Was konnte ihm schon eine Hexe anhaben, die nicht einmal einen anständigen Besen besaß? Er verlangte nach dem Essen eine Quittung für Kost und Logis und wollte sich eigentlich schon verabschieden, als ihn die vorgebliche Witwe um einen Gefallen bat. Er erkundigte sich vorsichtshalber nach dessen Art und Umfang, weil er hoffte, Schätze aus einem hohlen Baustamm bergen zu sollen, deren Anteil er möglichst kapitalbringend für seine Tochter anzulegen gedachte. Indes die Witwe machte ihm einen Strich durch die Rechnung und bat ihn lediglich, ihren Namen unbedingt zu verschweigen. „Aber ich kenne ihren Namen doch gar nicht?“ wandte Lüds an dieser Stelle ganz folgerichtig ein, weil er schnellstmöglich zum nächsten Absatz kommen musste. Zum Glück gab sich die Hexe verständig, drängte aber dennoch darauf, auf keinen Fall ihren Namen zu nennen. „Ich bitte sie inständig“, sagte sie, „nirgends und gegenüber niemandem zu erwähnen, dass ich die Frau des verstorbenen Bolte bin.“ Unser Kamerad kannte keinen Bolte, begriff aber einigermaßen rasch, dass es sich dabei um Siegfrieds verstorbenen Vater handeln musste. „Und warum nicht?“, fragte er. „Sie sehen; ich bin in Eile.“ Die Witwe aber riss ihn an sich und sprach: „Ich flehe sie an; bitte sprechen sie nirgends davon. Mein Sohn und ich sind sonst für alle Zeiten ruiniert.“ Lüds fand allmählich Spaß daran, die Hexe zu necken, da es schließlich offensichtlich war, dass es sich bei der Bolte um eine solche handelte. Frech gab er daher zur Antwort: „Ja und. Was geht mich ihr bekloppter Name an? Ich habe eh nicht die Zeit, hier ihren Namen zu verraten. Ich muss weiter!“ Die Hexe begann zu flennen, so dass er beinahe befürchtete, hier doch zu weit gegangen zu sein. Er zog daher wortlos seinen Mantel an, huckelte seinen Rucksack auf und versprach um des lieben Friedens Willen, niemandem den Namen der Bolte zu nennen. An diesem Tag legte er im Ganzen 63 Kilometer zurück.

Direkt proportional zur täglich zurück gelegten Strecke, verhielt sich zu jener Zeit sein

Gewicht. Es betrug bei seiner Ankunft in Prag keine zwei Zentner und er fühlte sich pudelwohl. Überall wo man sein Deutsch nicht oder bloß schlecht verstand, empfing man ihn mit offenen Armen. Einmal tanzte er in Südböhmen mit gleichzeitig drei Bauerntöchtern Polka und in Budweis kegelte er mit den Angestellten einer Slivovitzbrennerei um die Wette, wobei er einen Teil seines Grases verlor. Noch aber war genügend vorhanden, so dass er keinerlei Eile hatte, wie die Hexe inzwischen überall herum erzählte. Dass sie dies tat, wusste er indes durch eine wirklich sonderbare Begebenheit: Unser Kamerad war nämlich auf seinem Weg auch durchs Riesengebirge gekommen, wo doch sein Freund Rübezahl in Wirklichkeit wohnte. Er wusste nicht, ob es Zufall war, dass er ihn seit dieser ersten Wanderung nicht mehr gesehen hatte. Immerhin war der Riese ungeheuer groß und konnte deswegen alles viel besser überblicken. Auf dem Weg durch eine gespenstische Felsenschlucht kam unser Kamerad urplötzlich auf den Gedanken, dass Rübezahl unmöglich noch immer in Wunsiedel wohnen konnte. Ein Rübezahl gehörte ins Riesengebirge und basta! Am Ende der gespenstischen Schlucht jedenfalls, wo unser Freund von Weitem mit anhören musste, wie die Riesen mit den Gebeinen längst Verstorbener kegelten, gruselte ihm denn aber doch gewaltig. Als er einer pöbelnden Horde von ihnen begegnete, musste er deswegen all seinen Mut zusammen nehmen, um nach seinem alten Kumpel zu fragen. „Rübezahl? Hört euch den an! Er fragt nach Rübezahl. Weißt du eigentlich wer Rübezahl ist?“, polterten sie los. „Ein alter Freund. Von früher!“, sagte Lüds möglichst barsch, um das Schlottern seiner Knie unter Kontrolle zu bekommen. „Wie? Was? Ein alter Freund von früher? Man kommt nicht einfach ins Riesengebirge und fragt nach Rübezahl!“ äffte ihm einer der Riesen nach. „Ich schon, ihr Riesen!“, blaffte unser Kamerad zurück. Einer der monströsen Gesellen, stieß einen zweiten gegen die Schulter und blickte ihm finster ins Angesicht: „Pass auf du Zwerg“, sagte er zu ihm, „Rübezahl ist unser Höchster!“. Lüds stierte bedrohlich zurück, ohne allerdings sichtbaren Eindruck zu schinden. Die Riesen kehrten ihm einfach den Rücken und torkelten in ihren schmierigen Lederjacken davon. Unser Kamerad war vorerst erleichtert. Im Davonstürmen konnte er noch erkennen, dass im Nacken einiger Riesen, kleine Rättinnen vom Blut der schaurigen Gesellen saugten.

Zugegebenermaßen bekam er es im Riesengebirge erstmals mit der Angst zu tun. Einer Angst, die buchstäblich zur Allegorie taugte. Vier Kilometer nördlich der gespenstischen

Felsenschlucht, gelangte er dann aber endlich zu einem Stacheldrahtzaun, der die *Grenze* zum Riesengebirge markierte. Zum Glück datierte man gerade erst den 11. Dezember, so dass der Boden noch nicht steinhart gefroren war. Nach vierstündiger und denkwürdig mühsamer Grabungsarbeit mit nichts als den eigenen Händen, erreichte er dann sicheres Gebiet. Weitere drei Kilometer nördlich traf er auf ein unscheinbares Wirtshaus, an welches sich ein schrecklicher Anbau nicht gerade nahtlos fügte. So gemütlich die Spelunke auch aussah, wirkte doch das turmhohe Nebengebäude nichts weniger als einladend. Aber unser Kamerad war von dieser letzten Wegstrecke derart erschöpft, dass ihm nichts weiter blieb, als die Nacht in dieser unwirtlichen Gegend zu verbringen. Er checkte ein und begab sich schleunigst auf sein Zimmer. Dort versuchte er mittels starken Graskonsums auf andere Gedanken zu kommen, was ihm aber so schnell nicht gelang. Nachdem er einige Zeit geruht und dabei an nichts als seinen ehemaligen Kameraden hatte denken müssen, entschloss er sich ausgiebig zu speisen. Durch die ganze Aufregung hatte er auf dieser Tagesstrecke überproportional viel an Gewicht verloren und Hunger, wie ein sibirischer Wolf. Indes nichts wollte recht schmecken. Es konnte doch unmöglich sein, dass Rübezahl ein noch größerer Halunke war, als die übrigen der Riesen, denen er eben erst mit großer Mühe entrinnen konnte? Zufällig wurde er im Speisesaal der Spelunke Zeuge eines Gesprächs, in dem eine deutsche Touristin ihren Gatten dazu nötigte, mit ihr am nächsten Tag einen Ausflug ins Riesengehege zu unternehmen. Unser Kamerad spielte sich als Beschützer der beiden Piefkes auf, indem er ihnen strengstens verbot, das umzäunte Gebiet zu betreten. Die Eheleute indes regten sich maßlos über seine Einmischungsversuche auf, was sie ihm gegenüber auch deutlich zum Ausdruck brachten. „Was bilden Sie sich ein?“ raunte ihn die ältere Dame entrüstet an, wobei sie gegen Tisch stieß, so dass eines der Rotweingläser zu Boden fiel. Plötzlich verleumdete ihn der Göttergatte dieser alten Schachtel auch noch in aller Öffentlichkeit, indem er ihn bezichtigte, absichtlich gegen den Tisch gestoßen zu sein. Unser Freund brüllte die sichtbar erschrockenen Piefkes fürchterlich an und ging seiner Wege. Sollten die bekloppten Deutschen doch im Riesengehege verrecken! Was ging ihn das alles an? Es war nun einmal nicht möglich, sie eines Besseren zu belehren. Wutschnaubend ging er geradewegs auf Zimmer.

Die Deutschen waren aber auch wirklich zu bekloppt. Egal wie idiotisch eine Idee auch sein mochte, irgendjemand fand sich immer, der dieser kopflos und aus freien Stücken folgte.

Manchmal auch einfach bloß, weil er es nicht anders gewohnt war. Wenigstens dienten die beiden erschrockenen Alten an dieser Stelle bloß als simples Beispiel, so dass er sich einigermaßen schnell wieder beruhigte. Jedenfalls würde er fortan keine weiteren Warnungen aussprechen und überließ sie ihrem traurigen Schicksal. Wie er nach unruhigem Schlaf in den Frühhinrichten erfuhr, hatte man die Eheleute im Riesengehege auch sofort als Massentouristen erkannt und ihnen sämtliches Geld aus der Tasche gezogen. Unserem Freund sollte dies Recht sein. Waren die Riesen zufrieden, hielten sie sich vielleicht an die Umzäunung, welche eh viel zu niedrig war, um sich vor gemeinen Gebirgsriesen zu schützen. Soviel er von der Radioübersetzung im allgemeinen Frühstücksgeplauder verstehen konnte, machte man sich im Riesengebirge allgemein wenig aus der Bande, weil man dort wusste, dass die Riesen sowieso nicht klein zu kriegen waren. Im Übrigen zockten sie sowieso am liebsten deutsche Touristen ab...

Unser Kamerad hielt sich für einen Wandersmann, wollte sich aber in der Spelunke wenigstens noch einen Tag von den letzten Schrecknissen erholen. Immerhin hatte ihm im Riesengehege erstmals gegruselt. Das wollte verdaut sein! Er fragte beim Wirt, ob er einen weiteren Tag einchecken könne, was dieser mit Freude bejahte. Schließlich verlief sich so gut wie nie jemand außer deutschen Touristen in seine Spelunke. Und die seien so bekloppt, dass sie sich lieber von den Riesen abzocken ließen, als seine böhmischen Knödel zu Essen. „Bloß weil Riesen heutzutage so selten sind, gelten sie doch eigentlich als Attraktion.“ behauptete unser Kamerad. „Aber nicht weil sie nun besonders schön oder liebenswürdig wären!“, setzte er hinzu. Der Wirt war ein ausgekochtes Schlitzohr und verstand jedes Wort, welches Lüds zu ihm sprach. „Es ist doch eh unglaublich bekloppt, dass alles immer schneller und breiter werden muss. Oder eben höher. Wie bei den Riesen!“ Der Wirt nickte zustimmend und gab ihm nochmals den Zimmerschlüssel. Weil der Tag lang war und unser Freund keine Eile hatte, ging er duschen, zog eine frische Unterhose und das mitgeführte Hemd an und setzte sich in den Speisesaal. Schwer im Nachhinein abzuschätzen ist, ob dies ein Fehler war! Er gönnte sich jedenfalls Weißwein und kam mit dem Wirt ins plaudern. „Dein Anbau ist aber sehr hässlich.“, sagte er. „Ist Riesendisco!“, antwortete der Wirt. Leider hatte Lüds bis dahin bereits die erste Flasche *Kröver Nacktarsch* gesoffen, so dass er diese Meldung zunächst ziemlich regungslos hinnahm...

Während der zweiten Flasche kam ihm dies allerdings kurzzeitig zu Bewusstsein, so dass er sich danach erkundigte, was dort eigentlich für Musik dort gespielt würde. Offensichtlich verstand der Wirt wenig davon, weil er dies nicht genau sagen konnte. „Laut!“, sagte er. „Ganz furchtbar laut seien Musik. Spielen mit Gitarren von Strom!“ Unser Kamerad wunderte sich, wo die Riesen ihre Gitarren herbekamen, die schließlich ganz andere Maße als die gewohnten haben mussten. Bei den langen Armen sieht das doch sonst völlig bekloppt aus, dachte er noch, fiel mit dem Kopf auf die Tischplatte und schlief ein. Der Wirt rüttelte ihn, bis er wieder einigermaßen zur Besinnung kam und brachte ihn auf sein Zimmer. Bis gegen Mittag schlief er seinen Rausch aus und ging dann spazieren. Bei der Gelegenheit nahm er gleich die Architektur des Nebengebäudes unter die Lupe, welche er zwar als zweckmäßig, nicht aber gerade als schön empfand. Dass Riesen eine sehr hohe Disco benötigen ist eh klar, was ihm aber nicht gefiel, waren die winzigen Fenster und die hässliche Farbe. An der Rückseite des quaderförmigen Gebäudes entdeckte er dann riesiges Plakat. Immer mittwochs war angeblich Skapunksession. Und es war Mittwoch! Unser Kamerad hatte keinen Bock den Riesen aus dem Weg zu gehen und sowieso in den letzten Stunden von Mut geträumt. Er beschloss daher die Party zu besuchen. Als er bei seinem Spaziergang das Gebäude umrundet hatte, war es dreiviertel Vier und er bestellte beim Wirt einen Kaffee.

Lüds fragte nach, ob denn auch viele Riesenschlampen zu den Skapunksessions anrücken würden. „Schon. Ja.“ entgegnete der Wirt. „Kommen viel Schlampen vorbei jeden Mittwoch wenn ist Musik laut in Riesendisco. Aber du seien eh viel zu klein für Schlampe von Riesen. Was wollen du dort?“ Lüds sagte dem Wirt ins Ohr, dass er ein alter Freund von Rübezahl sei. Der Wirt kannte keinen Rübezahl. Unser Kamerad flüsterte ihm, was er von den anderen Riesen gehört hatte. Kurz darauf erschien dessen Gattin im Speisesaal und nahm ihn heftig ins Gebet: „Sie seien Deutscher?“, sagte sie und erhob drohend den Zeigefinger! „Was sie hier flüstern mit mein Mann? Haben keine Ahnung wie funktioniert System in Riesengebirge und flüstern einfach herum? Woher sollen ich wissen, dass nicht seien solch ein scheiß Hutzeln sie? Andauernd hier kommen Piefkes bei mir und hutzeln herum. Ich selbst wissen von Hexe, dass angeblich sind in großer Eile sie. Hexe gehören zu uns, basta.“ Unser Kamerad starrte die gute Frau entsetzt an. „AAber iiiich wwusste nicht, dass...“, stotterte er, aber die Wirtin fiel ihm sofort wieder ins Wort. „Machen dass wegkommen,

Piefke sie!“ Dann starrte sie ihm voller Ingrimms ins Auge.“

Unser Kamerad gehorchte zunächst aufs Wort, besann sich aber eines Besseren, als er schon dabei war, seinen Rucksack zu schultern. Er, Lüds, war kein Hutzel! Dass er ein Piefke war, dafür konnte er nichts. Und mit der Hutzelei hatte er schon rein gar nichts am Hut. Er befand es daher nur konsequent, zur Wirtin zu gehen, um auf diesen Umstand hinzuweisen. Als er dies tat, war die Wirtin erfreulicherweise höchst erstaunt und wurde nachdenklich. Dann sagte sie: „Sie heißen Lüds? Nicht wahr?“ Unser Kamerad bejahte. „Ich müssen sagen, dass so etwas noch nie ein Hutzel haben getan.“ „Was?“, fragte unser Freund. „Dass Sie nicht packen ihr sieben Sachen, und behaupten sie seien kein Hutzel. Warum sie verschwinden nicht einfach?“ Unser Kamerad wiederholte der Wirtsfrau nun noch einmal in einer Lautstärke, bei der jedes Wort durch den Flur hallte, was er ihrem Mann schon ins Ohr geflüstert hatte. Die Wirtin wurde kreidebleich. „Wenn sie seien ein gut Freund von Rübezahl, bleiben ihnen wahrscheinlich gar nichts übrig anderes, als zu bleiben noch eine Nacht. Wissen bestimmt sie, dass ist Skapunksession in Riesendisco jeden Mittwoch. Sind heute Mittwoch eh!“ Wenigstens die Wirtin schien ihn andeutungsweise zu verstehen. Sollte seine Geschichte endlich einmal zu Ende gehen, blieb ihm kein anderer Ausweg, als an dieser Stelle die Sache mit Rübezahl ein für alle Mal abzuschließen.

Der siebente Teil: Worin Lüds die Riesendisco besucht und wichtige Geschäfte beinhaltet ins Rollen gebracht werden

Die Skapunksession begann abends gegen halb acht. Weil er noch immer einigen Bammel vor den Riesen hatte, soff er sich ab etwa halb Sieben bei den Wirtsleuten schon einmal Mut an. „Saufen nicht soviel Sie“ ermahnte ihn die Wirtin. „Mit den Riesen haben nicht gut Kirschen essen. Die Verstehen Spaß nix!“ Unser Kamerad riss sich am Riemen und begab sich gegen halb Neun in die Disco, wo zwei schreckliche Langbeiner den Eingang bewachten. Er stellte sich unbemerkt von den anderen Riesen brav am Ende der Schlange an. Als er an der Reihe war und „Einmal bitte!“ rief, wusste zunächst keiner wer da gerufen hatte und sämtliche Langbeiner blickten sich auf gleicher Augenhöhe an. „Ich!“, schrie unser Kamerad in die Höhe. „Darf ich bitte eine Eintrittskarte bekommen?“ Einer der Riesen konnte seine Rufe orten und sah in die Tiefe. „Ja, do schau her.“ brabbelte er in

lupenreinem wienerisch und zeigte mit dem Finger auf ihn. Die Riesen richteten ihren Blick in die Tiefe. „Den kenn i, des ist a Lüds“, sagte der Lange. Alle schwatzen plötzlich wie wild in ihrem Riesengebirgisch durcheinander, so dass unser Freund natürlich kein Wort verstehen konnte. Er rief deshalb demjenigen, der offensichtlich wienerisch verstand, so laut er konnte an: „He Oida!“, brüllte er in die Höhe. „I wuid bloß gfrong, ob i a Eintrittskarten hom ko?“ „Ja, kloar. Oida“, donnerte der Riese zurück und alle traten zur Seite. Dass dies von Lüds dankbar zur Kenntnis genommen wurde, ist eh klar. Jedenfalls gelang es ihm ohne großartigen Zoff, in die Riesendisco zu gelangen. Wie jeder andere, wunderte er sich natürlich auch, dass er dem Riesen bekannt war. In der Disco beugte sich der Lange kurz zu ihm nieder und flüsterte ihm etwas ins Ohr, wovon unser Kamerad bloß deutlich verstand, dass er Ali hieß und er, Lüds, von nun an unbedingt so zu tun habe, als kenne er ihn nicht. In diesem Falle also unser Kamerad den Riesen, welcher ihn, wie sich herausstellte, bereits irgendwo als Comicfigur gesehen hatte, als die er sich bis zu seiner Krankheit täglich 13 Stunden auf ein Förderband schaufeln lassen musste. Die Arbeit in der Comicfabrik hatte sich also offensichtlich doch gelohnt! Er dankte dem Schicksal und sah sich in der Disco um. Von der Decke hingen ein paar Lampen, die grellweißes Licht spendeten und auf der Bühne war die Technikcrew gerade dabei, die PA herzurichten. Er ging an die Bar, reichte aber nicht bis zur Tresenoberkante, so dass er einen der Langen ans Bein trat, um sich Aufmerksamkeit zu verschaffen. Als sich der Riese bückte, fuchtelte Lüds wie wild mit den Händen, bis er schließlich vom Langbein wahrgenommen wurde. „Was willst du hier?“ fragte dieser möglichst unauffällig in gebrochenem Plattdeutsch. „Ein kleines Bier.“, entgegnete unser Kamerad. „Außerdem bin ich auf der Suche nach Rübezahl.“ Weil er zwar keine Antwort aber zumindest das Bier erhielt, war er es zunächst zufrieden und wartete ab, bis die Skapunksession etwa gegen 21:45 Uhr begann.

Er konnte das Bier ohnehin kaum schleppen, welches man ihm zum Glück nicht im Glas reichte. Kleinere gab es bei den Riesen natürlich nicht und er war froh, dass das Bier mit jedem Schluck leichter wurde. Allerdings war er zu Beginn der Veranstaltung schon wieder hackedicht, so dass er es kaum mehr deutlich wahrnahm, als Rübezahl mit eigener Kapelle auftrat. Drei Uhr in der Früh fand man ihn schlafend vor dem Eingang zur Künstlerkabine, ohne dass er auch nur ein halbes Bier ausgetrunken hätte. Zum Glück müssen ihn dann wohlmeinende Riesen auf ein Sofa gelegt geben, wo er am nächsten Morgen mit

schrecklichem Kopfschmerz erwachte. Rübezahl selbst lag zu dieser Zeit wahrscheinlich mit seiner Tusse noch im Bett. Zumindest verließ kurze Zeit später eine ausgemachte Riesenschlampe das Zimmer, in welches ihn Rübezahl anschließend rief...

Lüds trat ein und beglückwünschte Rübezahl zu der Ische, die er für dessen Freundin hielt. Rübezahl sprach eh perfekt Hochdeutsch und antwortete daraufhin: „Hör mir mit diesen Schlampen auf. Zum Ficken ja, aber sonst hab ich keinen Bock mehr auf Weiber. Was willst du eigentlich schon wieder hier?“ „Schon wieder?“, war unser Freund sichtlich erstaunt, weil er das Gefühl hatte, seinem alten Kumpel lästig zu sein. „Wir haben uns jahrelang nicht gesehen!“ „Mir doch scheißegal,“ sagte Rübezahl. „Ich habe anderes zu tun.“ „Meinetwegen,“ schien Lüds sichtlich enttäuscht, folgte hier aber dennoch einem inneren Plan. „Aber kannst du mir nicht noch einmal helfen,“ bat er seinen alten Bekannten. Scheinbar lenkte Rübezahl ein, indem er ihn nach seinem Wunsch befragte. „Ich suche Elf*****!“ gab er sich Mühe, alles möglichst in drei Worte zu fassen. „Und?“, fragte Rübezahl. „Wie kann ich dir dabei helfen?“ „Indem du mir eine Glasperlenschleuder besorgst!“, antwortete unser Kamerad kurzentschlossen, wurde von Rübezahl aber bloß ausgelacht. „Weißt du eigentlich, wie schwer es ist, eine Schleuder zu bekommen?“ „Aber man sagt, du bist der Höchste!“, blieb unser Freund hartnäckig. Rübezahl kratzte sich seinen Bart. Offensichtlich schienen ihm diese Worte zu schmeicheln. „Was gibst du mir dafür?“, fragte er unseren Freund. Nach zähen Verhandlungen einigte man sich auf 80% von dessen Grasvorräten, weil ihm die restlichen zwanzig reichen sollten, um froh nach Schoffenwalde zu gelangen, wo er sich auf ein Wiedersehen mit seiner Tochter freute.

Am frühen Nachmittag wanderte er weiter. Er hatte Rübezahl hoch und heilig schwören lassen, das Geld, welches er ihm als Pfand für das Gras abgepresst hatte, umgehend durch die Schleuder auszulösen. Sollte es ihm nicht gelingen, eine aufzutreiben, so hatte man beim Abschied vereinbart, war Rübezahl verpflichtet, das Geld im Tausch gegen Gras von vergleichbarer Qualität zurück zu nehmen. Im guten Gefühl, für den Moment versorgt zu sein und der Aussicht auf eine Glasperlenschleuder, marschierte unser Kamerad fortan geradewegs Richtung Schoffenwald. Wobei sein Gewicht in Prag, wie bereits erwähnt, keine zwei Zentner mehr betrug. Seine durchschnittliche Reisegeschwindigkeit lag bei etwa 36 Kilometer am Tag, ohne dass ihm sein inzwischen gemächlicheres Tempo überhaupt

aufgefallen wäre. Auch lag dies nicht einzig an seinem geruhsamen Schritt, sondern war an machen Tagen auch der zunehmenden Schneehöhe und den starken Gegenwinden geschuldet, weil der Winter zu dieser Zeit kein Erbarmen mehr kannte. Am 21. Dezember erreichte er die ehemalige Grenze zu Ostdeutschland, ohne dass ihm dies groß zu bemerken war. Weil er allerdings erst am 23. Dresden erreicht hatte, fuhr er nach Besichtigung der Frauenkirche dann doch lieber mit dem Zug. Die Bahn brachte ihn nach Niedereggersdorf, wo man die Bahnhofshalle heizt. Dort schlief er für einige Stunden. Pünktlich um Sieben am Morgen erwachte er und bewältigte die restlichen vierzig Kilometer nach Norden im Nu.

Geschenke brachte er seiner Tochter nicht. Über Geld freute sie sich eh am meisten. Er gab ihr alles, was nicht für den Grasdeal als Pfand benötigt wurde und feierte mit ihr und der Mutter eine friedliche Weihnacht. Beruhigt stellte er in diesen Tagen fest, dass Irene und Alfred Henschke Wort gehalten hatten. Mutter und Kind wohnten schließlich inzwischen weit genug entfernt von Niedereggersdorf, so dass von den Geschehnissen rund um das Schachspiel nichts mehr zu bemerken war. Im Schoffenwald wusste er die Tochter vorerst in Sicherheit und er hätte nach den Feiertagen eigentlich gleich wieder aufbrechen können. Allerdings ließ eine wichtige Nachricht Rübezahls auf sich warten, die dessen Worten zufolge während der Feiertage eintreffen sollte. Lüds wartete daher die Tage bis Silvester ab, wobei sein Grasvorrat merklich schrumpfte. Nachdem die Knallerei zum Jahreswechsel vorüber war, wurde er merklich sauer. Sollte er sich nicht einmal mehr auf Rübezahl verlassen können, mit dem er sich als Junger Mann eine Decke gehäkelt hatte und der mit ihm seinerzeit beim Wunsiedler Bürgermeister vorsprach? Drei Tage hintereinander besuchte er damals das Schoffenwalder Braustüb'l, welches überflüssigerweise auch noch ein Apostroph enthielt. Dort trank er jeden Tag viel Bier und schimpfte über die Riesen. Am vierten Tag rauchte er dann sein letztes Gras, blieb aber ansonsten abstinert. Am Fünften brach er nach Niedereggersdorf auf, wo er am Sechsten in einen Zug nach Wien zu steigen gedachte. Dort endlich traf die erhoffte Nachricht ein.

Die gesamte Zugfahrt über schimpfte er auf den Rübezahl. Die dumme Hackfresse hatte ihm noch etwas Geld zugeschickt und ihm ein Billet folgenden Inhalts durch einen Mittelsmann zukommen lassen: Gibt keine Schleudern! Gras habe ich teuer weiterverkauft und eine ganze Menge davon für mich selbst behalten. Danke Kumpel ;).

Am meisten ärgerte sich unser Freund über diesen depperten Smily am Ende der Botschaft. So wusste er überhaupt nicht mehr, woran er mit Rübezahl eigentlich war. Weil er aber zumindest jetzt noch mehr Geld besaß, ärgerte er sich zwar im Folgenden noch einige Zeit weiter, versuchte aber nach vorn zu blicken. Immerhin gab es in Wien einige Optionen, wie Gras zu beschaffen war. Mit Kohle konnte er jetzt sowieso um sich schmeißen. So war der Ärger über Rübezahl bei seiner Ankunft in Wien bereits wieder halbwegs verflogen. Gleich auf dem Bahnhof Praterstern fragte er dann einen Schwarzafrikaner, ob und wieviel zu bekommen sei. Der Mann winkte mit den Worten „nono, don't understand“ ab. Anschließend fragte er in loser Folge einen Türken, einen Russen, zwei Grönländer, einen Iren, drei Polen und zwei heilige Schwestern aus Kufstein, ob sie ihm nicht zumindest ein bisschen was verticken könnten. Indes seine Bemühungen zeitigten keinerlei Erfolg. So kehrte er völlig niedergeschlagen in seine WG zurück. Alfredo erwartete ihn dort bereits ungeduldig. „Du seien zurück gekehrt, meine Freund“, begrüßte er ihn. „Chef fragen wann du wieder kannst anfangen in Firma. Er sagt, können brauchen jeden Mann. Siehst eh gut aus. Mit Gewicht, wie du im Moment haben, brauchen auch weniger Schaufeln ausgeben mein Leute.“ Unser Kamerad freute sich natürlich enorm, dass ihn Alfredo so herzlich begrüßte und erzählte nun seinerseits, was er auf seiner Reise alles erlebt hatte. Sein Zimmergenosse staunte nicht schlecht darüber, was ihm in dieser kurzen Zeit alles widerfahren war und trat erst jetzt mit der eigentlichen Überraschung an ihn heran. „Oida,“ so sagte er nämlich kurzerhand „ich haben mir anders überlegt und jetzt doch besorgt ein Schleuder für Glasperlen. Aber ich müssen dich warnen gleich. Wenn du nicht halten dein schieß deutschen Fresse, ich schießen dir eine Murmel in Gesicht mitten.“ Unser Kamerad erschrak zwar im ersten Moment darüber nicht wenig und schien auch etwas verlegen, freute sich aber, dass zumindest dieser Wunsch schon einmal in Erfüllung gegangen war.

Schon anderntags trat stattdessen wieder ein alter Wunsch auf den Plan. Namentlich wollte er sich unbedingt Gras besorgen. Die Erfüllung desselben schlug natürlich abermals fehl. In ganz Wien war nichts aufzutreiben. So kam es, dass der Ärger über Rübezahls Geschäftsgebaren in offenen Zorn umschlug. Immerhin besaß sein jetziger Freund eine Schleuder, womit selbst mächtigen Riesen beizukommen war. Schon Mitte Januar setzte er daher einen bedrohlichen Brief auf, in dem er Rübezahl bat, sich an die Abmachung mit

dem Grasdeal zu halten. Innerhalb des Briefes bluffte er ein wenig und behauptete, er hätte sich eine Kanone besorgt, weil er zum Einen nichts von der Glasperlenschleuder erwähnen durfte und zum Anderen, um gleichzeitig behaupten zu können, es handle sich dabei um die eigene. Außerdem musste er mit seiner Geschichte schleunigst voran kommen. Also schickte er den Brief ins Riesengebirge. Alfredo verschwieg er die ganze Sache, zumal er wirklich nichts von der Schleuder erwähnte und obendrein inzwischen befürchtete, abermals ernstlich krank zu werden.

Er war in diesen Tagen wieder in die Nähe einer Depression geraten. Ins Riesengebirge zu reisen, getraute er sich alleine nicht, so dass er sich an Alfredo wandte. Dieser machte ihn zwar zunächst besoffen, hörte ihn aber an. Anderntags brachen beide gemeinsam in Richtung Riesengehege auf, machten Rübezahls Wohnsitz dort ausfindig und klingelten an seiner Tür. Niemand öffnete. Die Beiden zogen sich zunächst strategisch zurück, kehrten aber bereits anderntags wieder.

Der Riese öffnete unrasiert und in Unterhose. Unsere Freunde verschafften sich mit vorgehaltener Glasperlenschleuder gewaltsam Eintritt und zwangen Rübezahl, sich zu setzen. Anschließend fesselten sie ihn mit extrem reißfestem Klebeband an eine tonnenschwere Couchgarnitur und redeten ihm hart ins Gewissen. Danach entfernten sie das Klebeband zumindest vom Gesicht Rübezahls wieder und forderten Stellungnahme.

Als der in dieser Situation entscheidend Benachteiligte, gab der Riese schließlich kleinbei und versprach, das Gras am kommenden Morgen zurückzugeben, so dass es unsere Freunde dabei bewenden ließen. Ein Ende dieser mysteriösen Geschichte musste langsam her. Inzwischen sprach nichts mehr dagegen, dass es ein glückliches sein sollte. Ausreichend Zeit war damals jedenfalls noch vorhanden. Wenngleich bereits viel davon für unseren Kameraden inzwischen verloren war...

Der achte Teil: Welcher die Rückerstattung des gesamten Grasses beschreibt und auch ansonsten übelst der Punk abgeht

Anderntags in der Früh trat Rübezahl im Gefolge zweier weiterer Riesen vor die Spelunke.

Einer der Beiden war Ali, also derjenige, welcher Lüds in die Disco geschleust hatte. Vom anderen verstand man kein Wort. Alfredo und sein Kamerad traten nach draußen, weil die Riesen ob der kleinen Türen unmöglich hinein kommen konnten. Alfredo hatte sich die Schleuder so auf den Rücken gebunden, dass sie in weniger als nullkommanichts Sekunden griffbereit war. Knisternde Spannung lag in der Luft, als unser Kamerad großmäulig fragte: „Und? Alles dabei, Langer?“ Rubezahl's Mine verfinsterte sich. „Hast du die Kohle?“, fragte er. Lüds warf Rubezahl seinen Rucksack vor die Füße, worin sich das abgezählte Geld befand. „Wieg nach!“, sagte er barsch. Rubezahl sah seine Kumpanen fragend an. „Ja eh. Wennst eam nu a Gras schuidst, musstes Goid zruck nämmä!“, entgegnete ihm Ali, vor dem Rubezahl offensichtlich einigen Respekt hatte. Rubezahl nahm den Rucksack an sich und gab ihn dem anderen Langbein. Dieser murmelte Rubezahl etwas auf Riesengebirgisch ins Ohr und verschwand für einige Minuten. In der Zwischenzeit erfand unser Kamerad einen Dialog mit dem langen Wiener: „Is eh laiwand, wenns Gros passt!“, plauderte er ihn an. „Ja. Eh!“, antwortete dieser. „Bist eftersch in Wien?“, setzte er seine Befragung fort, tat aber natürlich so, als sei man einander bisher vollkommen unbekannt. „Ab un zua.“, sagte der Lange. „Vielleicht siagt ma sich eh dort amoi!“ bekundete Lüds dennoch offene Sympathie. „Ja, eh.“ erhielt er zur Antwort. Alfredo bot Rubezahl und seinem Kollegen eine Zigarette an. Die beiden drehten selbst und benötigten drei Päckchen Tabak für jede. Alfredo und Lüds gaben diesen in Erwartung des Grasses gerne her und wurden auch nicht enttäuscht. Als der unbekannte Riese zurück war, kosteten die Beiden umgehend davon und luden die Riesen nach Feststellung des THC Gehaltes auf ein Bierchen ein. Anschließend wollten sie nach Wien zurückkehren, um schnellstmöglich wieder in der Comicfabrik einzusteigen. Unser Kamerad war des Wanderns müde und musste seine Geschichte jetzt oder nie zu Ende bringen. Also geschah Folgendes:

Er und Alfredo teilten sich ein viertel Bier, wovon die Riesen jeder fünf vertrugen. Am anderen Morgen waren sie einigermaßen ausgeruht und fuhren kurz entschlossen mit dem Bus nach Niedereggersdorf, welcher natürlich genau vor dem Damenklo zum Halten kam. Weil er nun jede Menge Gras und Alfredo zu beider Schutz eine Schleuder besaß, waren sie natürlich ausgesprochen guten Mutes. Um aber seine Geschichte halbwegs abzurunden, bestand Lüds darauf, bei dieser Gelegenheit nochmals zum Schauplatz der Ereignisse zurück zu kehren, wo er einstmals ins Spiel integriert und in eine imaginäre Schießerei

verwickelt wurde. Wie sich schließlich bloß in dieser Geschichte denken lässt, saßen Irene und Alfred Henschke auf einer Bank vor einem Schachspiel mit mannshohen Figuren. Unser Kamerad trat näher und erkundigte sich nach deren Befinden, hatte aber nur wenig Zeit. Alfredo winkte bereits mit den Fahrkarten in der Hand, welche für einen Zug gültig waren, der in zwanzig Minuten Richtung Wien abfuhr. Irene und Alfred Henschke drehten sich zu Lüds um. „Und? Sind sie endlich im richtigen Leben angekommen?“ Unser Kamerad war sich in diesem Punkt leider noch nicht ganz sicher, befand aber durchaus, dass die Parallelaktion inzwischen deutliche Konturen annahm. Überschwänglich bedankte er sich jedenfalls bei den Beiden, dass sie, oder er oder *wasauchimmer* seine Tochter in Sicherheit gebracht hatte. „Und?“, fragte Irene daraufhin, „Sind sie inzwischen wenigstens Löwe genug, ihre Tochter zukünftig selbst zu beschützen?“ Unser Kamerad brachte seine dahingehende Hoffnung deutlich zum Ausdruck, vermied es dabei aber geschickt, auch bloß ein einziges Wort von der Schleuder zu erwähnen. Irene und Alfred Henschke erhoben sich von den Bänken, verabschiedeten sich und waren aus dieser Geschichte verschwunden, in der sich unser Kamerad plötzlich vor eine große Verantwortung gestellt sah...

Er eilte zum Bahnhof, wo Alfredo inzwischen recht mürrisch geworden war. „Wo treiben solange herum dich?“, fragte sein Freund. „Ich hoffe du erzählst zu Niemandem etwas von Schleuder, sonst ich machen dich kalt.“ Lüds versuchte erst gar nicht, Alfredo das Vorgefallene begreiflich zu machen, so dass die Beiden ihren Zug sicher erreichten. Den Rucksack und die Schleuder behielten sie am Mann, weshalb sie ohne besondere Zwischenfälle wieder in Wien Praterstern eintrafen. Es war ein grauer Nachmittag und leider noch immer arschkalt. Innerhalb ihrer WG scherzten die beiden in den kommenden Tagen nicht wenig. Lüds war es zufrieden, dass ein weiterer Wunsch in Erfüllung gegangen war und las bis zum kommenden Montag viel Schopenhauer. Anschließend erfüllte er sich einen weiteren Wunsch und ging mit Alfredo wieder in die Comicfabrik zur Arbeit. Dort begrüßten sie die Kollegen mit ungeteilter Freude. Beide stiegen in der dortigen Hierarchie jeweils eine Stufe nach oben, so dass Lüds fortan Schaufeln auszugeben hatte und Alfredo in die Schaufelabgabepflichtkommission berufen wurde. Das ganze zeitigte dann auch die vorausgesagten Folgen und unser Kamerad wurde ab Mitte März wieder unzufrieden.

Zwar besaß er inzwischen Gras, Geld und einen guten Kameraden, war aber mit seiner

Suche nach EI***** noch keinen einzigen Schritt voran gekommen, außer dass er unbemerkt einen weiteren Buchstaben ihres Namens aus dieser Geschichte gelöscht hatte. Mitte April unterbreitete er der Schaufelausgabekommission einen Vorschlag, wurde aber mit der Begründung abgewiesen, damit zunächst beim Schaufelausgabebeirat vorsprechen zu müssen. Insbesondere wenn es sich bei dem Vorschlag um etwas Konstruktives handle. Also wendete er sich dorthin. Der Ausgabebeiratsvorsitzende empfing ihn in einem großen, hellen Zimmer. Lüds setzte sich an einen runden Tisch. Man bot ihm einen Kaffee an. Der Vorsitzende räusperte sich und eröffnete das heitere Gespräch mit den Worten: „Haben sie es also tatsächlich bis hierher geschafft, mein Lieber?“ Unser Kamerad räusperte sich ebenfalls und sagte: „Ja!“ „Und,“ fragte der Vorsitzende lächelnd weiter, „sie haben einen Vorschlag?“ Unser Kamerad entgegnete abermals: „Ja!“ „Und der wäre?“ fragte der Vorsitzende. „Wissen Sie“, sagte er. „Es geht in dieser Geschichte eigentlich überhaupt nicht um mich sondern um EI*****. Aber um EI***** zu finden benötige ich noch einige Zeit, um sie zu schreiben.“ „Wen wollen sie schreiben?“ tat der Vorsitzende einigermaßen begriffsstutzig. „Die Geschichte“, entgegnete unser Kamerad. „Die Geschichte kann ich bloß zu Ende schreiben, wenn ich die Comicfabrik nochmals verlasse und einen Hutzelzweig fange, wodurch die letzten beiden Buchstaben ihres Namens endlich getilgt wären.“ Der Vorsitzende, dem das Bisherige zum damaligen Zeitpunkt bereits vorlag, begriff natürlich sofort. „Aber was hätten Sie im Gegenzug anzubieten?“, fragte er Lüds. „Ich wäre fortan vollends zufrieden und würde dafür jeden Job bei Ihnen übernehmen, den sie von mir verlangen. Hauptsache die Schichten werden verkürzt; denn ich habe EI***** viel zu erzählen.“ „Gut!“, antwortete der Vorsitzende. „Wie lange benötigen Sie?“ „Allerhöchstens drei volle Tage!“ sagte unser Kamerad. „Abgemacht!“, entschied der Vorsitzende und reichte unserem Freund zum Abschied die Hand.

Anderntags berichtete er Alfredo von der Unterredung und bat ihn um die Schleuder. Alfredo schaute auf die Uhr. „Wie lange du haben jetzt noch?“, fragte er. Lüds kam auf knapp zweieinhalb Tage. „Gut“, sagte Alfredo. „Wenn du dir seien ganz sicher, dass du willst haben ein Schleuder, damit du kannst fangen den Hutzelzweig, um zu tilgen endlich die letzten zwei Buchstaben von die Name aus dieser Geschichte, dann sollen du bekommen! Ich haben die Schleuder für dich hinterlegt bei mein chinesisches Freund. Wenn ich anrufe ihn, du kannst holen die Gerät. Du müssen bloß sagen, wenn seien bereit.“ Lüds

dankte Alfredo auf das Herzlichste und ersann den restlichen Tag über einen Plan. Anderntags war dieser gefasst und er begab sich auf den Weg zur Nähkästchenhäkelfabrik. Zwar häkelte man dort wie eh und je Nähkästchen, indes schien kein Mensch mehr Freude an seiner Arbeit zu haben. Man ließ die Maschinen ihre Arbeit verrichten, stapelte die Kästchen auf Paletten, um sie anschließend von den Staplerfahrern abholen und quittieren zu lassen. Unserem Kameraden war dies alles bekannt, so dass er an dieser Stelle den geraden Weg zur Toilette einschlug, die inzwischen auch hier unglaublich versifft war. Er befürchtete schon, sich in einen Irvine Welsh Roman verlaufen zu haben, wurde aber eines Besseren belehrt. Im ganzen Scheißhaus stank es zum Himmel. Unser Kamerad pisste in irgendeine Ecke und kramte in seinen Taschen. Leider fand er weder Stift noch Zettel um das garstige Bild zu skizzieren. Anschließend ging er in die Kantine.

Dort fand er ein ähnliches Bild der Verwüstung. Wenigstens einer der Kaffeeautomaten funktionierte noch. Als er sein gesamtes Geld eingeworfen hatte, schimmerten plötzlich zwei einäugige Heringe vor ihm auf, die zu ihm sprachen: „Gut oder Böse? E***** wartet auf dich!“

Der neunte Teil: Welcher diese merkwürdige Geschichte endlich abschließt und sich dabei ein Name in Wohlgefallen auflöst

Nach einem ersten Schock wagte sich Lüds zurück in die Fabrik, wo er auf eine überraschende Begegnung hoffte. Schließlich konnte es kein Zufall sein, dass hier, kurz vor Ende seiner Geschichte, plötzlich wieder zwei einäugige Heringe vor seinem inneren Auge herumfunkelten. Ob gut, ob böse? Er wusste es einfach nicht und inspizierte völlig willenslos sämtliche Maschinen. In der 23. Reihe, auf Linie 51 traf er dann aber doch auf den Rastafarimann, der gerade im Begriff stand, seine Maschine zu schmieren. Lüds war außerordentlich erstaunt, dass das mit dem zu Ende denken seiner Geschichte so prima funktionierte. Der bärtige Bayer tauchte nämlich nicht umsonst wieder auf. Wie sich herausstellte, hatte er in der Zwischenzeit das Hutzelmännchen ausfindig gemacht, welches die Nähkästchen von seiner Maschine abtransportierte. Sein schräges Augapfelpiercing hatte ihn in der Zwischenzeit nicht daran gehindert, scheele Blicke auf den Staplerfahrer zu werfen. Der Rastamann wusste Bescheid: Namentlich hatte er sich von Dr. Jung, dem

Psychologen, der, wie erwähnt, auf Archetypen spezialisiert war, bei einem weiteren Ausflug in die Schweiz versichern lassen, dass der Hutzelzweig neben dem Wegwerch, auch noch mit der Fuchsratte verwandt war. Von da an habe er sich an dessen Fersen geheftet.

Unser Kamerad verstand plötzlich alles: Das Hutzelmännchen war nicht bloß ein gemeiner Hutzel und gehörte zur Hutzelei. Nein. Dieser dahergelaufene Wegwerch war obendrein sogar mit den Ratten verwandt. Lüds rannte aus der Fabrik und rief Rübezahl an, dessen Telefonnummer er auf einem riesigen Bierdeckel vermerkt hatte. Sollten nämlich die Ratten und die Hutzelei gemeinsame Sache mit den Wegwerchen machen, war damit jegliches Maß überschritten. Dringend bedurfte es einer gemeinsamen Sache, was schließlich die Parallelaktion endgültig auslöste.

Lüds rief also bei Rübezahl an. Der markierte allerdings zu dieser Stunde bereits den großen Max und stellte kurzerhand zum Wiener Riesen durch. Dieser war froh, von Lüds zu hören, weil er dadurch endlich erfuhr, was ihm die ganze Zeit über im Nacken saß und fluchte über die Rättinnen, die ihm inzwischen sogar schon in Wien im Genick hockten. Ali informierte anschließend die Riesen in aller Welt über diese furchtbare Sauerei und unser Kamerad ging zurück in seine WG.

Alberto mochte es den Moment kaum glauben, dass es seinem Freund tatsächlich gelungen war, einen weiteren Buchstaben aus dieser Geschichte zu tilgen. Jetzt fehlte bloß noch E*****. Lüds traf sie an der Straße nach Schoffenwalde wohin er übers Wochenende gefahren kam. E***** war wunderschön. 'Und so nett', dachte Lüds, als er die Tramperin zu sich ins Auto steigen ließ. Mit seiner Tochter verstand sich E***** von Anfang an blendend, so dass er es eines Tages einfach nicht mehr länger aushielt und E***** auf den Mund küssen wollte. E***** allerdings gebot dem harsch Einhalt und sagte: „Bevor Sie mich küssen dürfen, verlange ich einen Beweis ihrer Liebe!“ Als unser Kamerad fragte, worum es sich dabei handle, erzählte sie ihm ihre lange Leidensgeschichte, in die das Hutzelmännchen, die Fuchsratten und obendrein einige üble Kadetten verwickelt waren, welche durch die Hutzelei auch noch geschützt wurden und denen sie nichts als den ??? wünschte.

Anderntags führte Lüds E***** vor den Traualtar. Die Zeremonie, wie überhaupt alles an dieser Geschichte war ziemlich merkwürdig. Bevor er seine Braut küssen durfte, wurde er von drei einarmigen Banditen gezwungen, mit der Glasperlenschleuder genau auf dasjenige zu feuern, was er diesen Moment als grundlegendes Übel empfand. Nachdem er genau ins Schwarze getroffen und seine Braut endlich geküsst hatte, war ihr Name endlich komplett aus dieser Geschichte verschwunden. Übrig geblieben von ihm war nichts, als ein großes ?

Alles in Allem gestaltete sich die Hochzeit als fröhliches Fest, wenngleich noch immer einige Fragezeichen blieben. Klar ist, dass dazu auch die singende Bergziege und der Eisbär eingeladen wurden, die ?? schon kannten, bevor überhaupt jemand daran dachte, sich auf diese merkwürdige Geschichte einzulassen. Die Bergziege war es auch, welche am Hochzeitstag gemeinsam mit dem Wiener Riesen einige Anti Rübezahl Protestsongs unplugged vortrug, weil dieser natürlich verhindert war und seinen ersten Grammy entgegennahm, was alle irgendwie Scheiße fanden, wodurch sich aber niemand seine gute Laune verderben ließ. Anschließend wurde getanzt. Von den Rebhühnern bekamen die ?? sogar neue Fahrräder und vom Eisbär ein Reiseiglu geschenkt, worauf sie den Schwur leisten mussten, nie wieder unzufrieden zu sein. Alfredos chinesischer Freund hatte die Schleuder pünktlich zum Schuss auf das grundlegende Übel parat, so dass es von ? unmöglich verfehlt werden konnte. Nachdem sich die ?? dann endlich geküsst hatten, stellte der Chinese noch etwas unmissverständlich klar und sprach mit gesenkter Stimme: „ich können nicht verstehen euch! ihr sprechen von ich und von du, von oben und unten, sprechen von gut und sprechen von böse. bei uns seien alles ein und selbe das.“ Für diesen wohlmeinenden Rat dankten die Eheleute dem Chinesen herzlich, von dem sie ein I Ging Doppel exemplar geschenkt bekamen und welcher allgemein als Oberster der Comicfabrik angesehen wurde. Ihm, sowie allen anderen Hochzeitsgästen, sprach Lüds für die Beförderung in die Seemannsgarnspinnerei, welche von der Comicfabrik eh mit neuen Kräften besetzt werden musste, bei einem Toast nochmals seinen herzlichsten Dank aus und gedachte dabei der Hexe ebenso, wie Rübezahl und den vielen Ratten, von denen keiner so genau wusste, wo sie sich zu dieser Zeit korrumpieren ließen und auf deren Loyalität eh keiner mehr zählte. Alfredo und Ali waren natürlich die Ersten, mit denen unser Kamerad auf zukünftige, bessere Zeiten anstieß. Selbst wir erhielten von der Comicfabrik einen alten Schreibtisch, nachdem dort alles gelesen, korrigiert und für nicht zu leicht befunden wurde.

Außerdem nahm unser Freund den Namen seiner 26jährigen Frau an. ? und die Tochter von ?, welche damals bereits kurz vor dem Abitur stand, wurden in kürzester Zeit zu besten Freundinnen, so dass die gesamte Familie fortan den Namen ??? trug. Der Tag war gerettet!

Epilog mit Danksagung

Inzwischen wandert Familie ??? bloß noch gemeinsam. Wie sich bei dem, was untereinander erzählt wird, herausstellte, war Frau ??? ebenfalls die ganzen Jahre über nichts als gewandert, in der Hoffnung, endlich auf einen Begleiter zu treffen, welcher ihr bei der Rehabilitierung ihres Namens behilflich war, der ihr einst von widerlichen Kadetten geraubt wurde und worüber inzwischen übrigens bloß noch geschwiegen wird. Herr ??? hat sich derweil fest vorgenommen, sein folgendes Seemannsgarn allen bösen Hexen zu widmen, weil es ihnen über all die Jahre gelungen war, Frau ??? immer in die entgegengesetzte Richtung zu locken, ohne dass Herr ??? je etwas davon ahnte. Einzig den weitreichenden Geschäftsbeziehungen der Comicfabrik war es überhaupt zu verdanken, dass sie sich nach dem kurzen Intermezzo an der Straße von Nirgendwo, in Wien endlich wieder über den Weg liefen. Ob es ein Zufall war, dass auch sie sich schon damals über die Niedertracht des gemeinen Hutzelzwerges Gedanken machte, darf bezweifelt werden. Allerdings war es nur möglich, unter Ausnutzung jener unermesslichen Geschäftsbeziehungen der Comicfabrik, einen entscheidenden Schlag gegen die gesamte Hutzelelite zu führen, welche seinerzeit im Begriff stand, nach Dörfern wie Niedereggendorf, sogar Wien in Beschlag zu nehmen. Seit der Hochzeit hatte die Hutzelei ein Ende! Der Hutzelzwerg war selbst schuld, wenn er mit Büchern um sich warf, die ihr Ziel weitgehend verfehlten! Es blieben also zum Schluss bloß die Ratten: Die Wackelratte löste sich durch die ganzen Vorfälle in Luft auf oder ging wieder arbeiten. Die Fuchsratten, denen enge Beziehungen zu den Wegwerchen nachgewiesen wurden, starben umgehend an der Pest, nachdem sie ihre nächsten Wegwerche ebenfalls infiziert hatten. Sämtliche Maulwurfsunternehmungen blieben seither geschlossen oder dienen inzwischen als Flickschustereien. Ob die Fußballspielerin von der Brillenschlange schied, wissen wir nicht. Aber dass Fam. ??? glücklich bis zu ihrem Ende lebte, ist eh klar...